



Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID

109 | Jahrgang 11

APRIL 1962





*Zu
unserem
Titelbild*

Unser Titelbild zeigt den Abstich eines 4-t-Mittelfrequenz-Schmelzofens unserer neuen Elektroschmelzerei Papenberg. Durch den Einsatz von Gabelstaplern, die mit einer Spezialeinrichtung zur sicheren Aufnahme der Trommelpfannen ausgerüstet sind, wird es ermöglicht, die Gießpfannen an den Gießbändern in kürzester Zeit mit flüssigem Eisen zu versorgen. Damit aber werden den Gießern lange Anholwege erspart und sie können ausschließlich zum Abgießen der Formen eingesetzt werden.

Die Elektroöfen aber gestatten die Erzeugung eines hochwertigen Tempereisens und die nahezu ununterbrochene Versorgung der Formerei mit flüssigem Eisen. Dabei mögen die örtlichen Gegebenheiten vielleicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier um eine der größten Mittelfrequenz-Schmelzofenanlagen in der ganzen Welt handelt.

INHALT DIESER AUSGABE

	Seite
Zur Lage	3
Wohlverdienter Ruhestand: Frl. von den Steinen	4
Entlassungen und andere Sorgenkinder	5
25 neue Lehrlinge	9
Unsere neue Elektroschmelzerei in Papenberg	12
Was sind Abschreibungen?	18
Entstehung der Werksaufsicht und ihre Aufgaben	21
Arbeitsschutzartikel (Bilder)	24
. . . und das meint Struppi	25
Investment beteiligt am Wirtschaftserfolg	26
An die Schwachen	28
Unsere Jubilare	30
Familiennachrichten	31

Herausgeber
Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur
Herbert Goretzki / Remscheid

Druck
Bergische Druckerei Ludwig Koch / Remscheid

Klischees
Grafisches Atelier Loose/Durach / Remscheid

Fotos
Heinz Lindenberg / Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Zur Lage

Direktor Kurt Zimmermann

Wir mußten bereits am Anfang dieses Jahres in einem Bericht feststellen, daß sich die Auftragsbestände der deutschen Gießereien verkleinert hatten. An dieser Tatsache hat sich bisher noch nichts wesentliches geändert. Trotz des gegenüber dem Vorjahr abgeschwächten Auftragseinganges ist die Höhe der Gießereiproduktion immer noch beachtlich. Die Gießerei-Industrie hat in den letzten Jahren nicht nur stark rationalisiert, sondern auch ihre Kapazität wesentlich erweitert. Die Werke streben eine weitgehende Ausnutzung ihrer Kapazitäten an, so daß sich die Reichweite der Auftragsbestände sehr verkürzt hat.

Die beste Beschäftigung von allen Gießereien in der Bundesrepublik weisen noch die Tempergießereien auf, deren Mengenanteil an der gesamten Gußerzeugung allerdings nur etwa 5% beträgt. Um einmal ein paar grobe Anhaltzahlen zu nennen, beträgt die monatliche Stahlgußproduktion in der Bundesrepublik etwas mehr als 30 000 Tonnen. An Temperguß wird nur etwa die Hälfte, an Gußeisen dagegen rund das Zehnfache erzeugt. Der Hauptverbraucher von Temperguß ist die Automobilindustrie, die gleichmäßig gut beschäftigt ist. Man kann also auch unserer Tempergießerei für die nächsten Monate eine günstige Beschäftigungslage voraussetzen.

Allerdings stehen wir in unserer Werkabteilung Papenberg vor gewissen fabrikatorischen Schwierigkeiten. Noch sind wir mitten in der Modernisierung und im Neuaufbau der Gießerei und ihrer Nebetriebe begriffen. Mit der Montage der neuen, höheren Gießereihalle wird bereits begonnen, und wir haben uns vorgenommen, die Produktion nicht darunter leiden, sondern in vollem Umfange weitergehen zu lassen. Das bedarf einer guten organisatorischen Vorbereitung und Abwicklung. So müssen unter anderem umfangreiche Vorkehrungen zur Erhaltung der Unfallsicherheit getroffen werden. Wir hoffen auf die Mitarbeit aller Papenberger, um die Schwierigkeiten meistern zu können.

So kurz und klar für Papenberg eine Beurteilung der Beschäftigungslage gegeben werden kann, so schwierig gestaltet sich die gleiche Aufgabe für Stachelhausen. Die Auftragslage ist dort durchaus uneinheitlich. Für gewisse Sparten des Erzeugungsprogramms läßt sich auf längere Sicht eine gute Beschäftigung erkennen. Das gilt in erster Linie für unsere Fertigfabrikate, die Trilexräder, Umkehrkrümmer und Scheibenbremsen. Auch läßt die Fertigung mancher Serienartikel mit hoher Anforderung an die Qualität für unsere Maschinenformerei eine günstige Vorhersage zu. Aber auf einigen Gebieten sind doch erhebliche Auftragsrückgänge zu verzeichnen. Zum Beispiel ist die chemische Industrie seit Mitte des vergangenen Jahres äußerst zurückhaltend mit der Vergabe von Aufträgen, was wir nach der Aufzehrung unseres erstmals dicken Auftragspolsters jetzt doch zu spüren bekommen.

Der Großguß, womit wir Stücke in der Gewichtsklasse von etwa 1000 kg bezeichnen, soll hier noch besonders erwähnt werden. Wenn man sich nach langer Pause wieder einmal auf Reisen begibt und Kunden besucht, die solche Gußstücke beziehen, dann muß man feststellen, daß dieser Markt besonders stark umkämpft ist. Die Werften und Turbinenfabriken stehen als Exporteure in Konkurrenz mit ausländischen Herstellern. In fast allen Fällen werden die Aufträge, große Objekte, deren Bau sich über einen langen Zeitraum erstreckt, zu gedrückten Preisen und dazu noch Festpreisen hereingenommen und vertragen keine zwischenzeitlichen Preiserhöhungen. Zu unseren konkurrierenden deutschen Stahlgießereien gesellen sich ferner die Ausländer, zum Beispiel die Belgier und Schweizer, die ein gutes Qualitätsniveau haben. Mit den drei Waffen, Qualität, Termin und Preis, wird hier ein harter Kampf ausgefochten.

Selbstverständlich steht die Qualitätsfrage als Hauptbedingung im Vordergrund. Nur bewährte Gießereien werden zur Lieferung von zum Beispiel Turbinenguß aufgefordert,

und was das betrifft, so haben wir in der Vergangenheit unseren guten Ruf behauptet und gefestigt. Aber schon, wenn über die Termine verhandelt wird, kommt man zu der Erkenntnis, daß sich andere als schneller und wendiger erweisen. Außerdem haben manche Einkaufsleiter und Sachbearbeiter ein unangenehm gutes Gedächtnis für terminliche Sünden der Vergangenheit, die man selbst schon längst vergeben und vergessen wähnte, und es ist weiß Gott kein erhebendes Gefühl, wenn man seine Bemühungen um neue Aufträge durch unzuverlässige Lieferweise in der Vergangenheit erschwert oder gar gefährdet sieht.

Zur Preissituation auf diesem Gebiet soll nur gesagt werden, daß der Eindruck besteht, als ob wir uns hier schon über dem Weltmarktniveau bewegten; denn es werden uns gerade von unserer ausländischen Konkurrenz sehr niedrige Preise entgegengehalten. Der Konkurrenzkampf wird in Zukunft gewiß noch schwerer werden, und wir werden uns darauf einrichten müssen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, aus dem Rennen geworfen zu werden.

Urlaubsgeld gemäß Urlaubsverlängerung

Nach der Bekanntmachung vom 5. Februar 1962 muß der Tarifrurlaub für 1962 zusammenhängend, in voller Höhe genommen werden, wenn das Urlaubsgeld von täglich 5,— DM zur Auszahlung kommen soll. Ab 1. Januar 1962 ist der Tarifrurlaub für alle um drei Tage verlängert worden. Es wird deshalb festgelegt, daß der alte Tarifrurlaub in Höhe von 12, 15 oder 18 Werktagen nach wie vor zusammenhängend genommen werden muß, um die Zahlung des Urlaubsgeldes auszulösen. Die verbleibenden drei Tage aus dem neuen Urlaubsabkommen kann jeder Werksangehörige ebenfalls zusammenhängend nach Belieben nehmen. Für diese drei Tage werden ebenfalls 5,— DM je Tag ausgezahlt.

Hierbei ist zu beachten, daß Werksangehörige vom 26. bis zum vollendeten 30. Lebensjahr insgesamt 18 Werktage Urlaub haben. In diese 18 Werktage müssen drei Samstage fallen.

Wohl- verdienter Ruhestand



Nach über 45-jähriger Tätigkeit in unserem Werk beendete Fräulein Else von den Steinen am 31. März 1962 ihre Tätigkeit, um in den wohlverdienten Ruhestand zu treten.

Fräulein von den Steinen trat am 18. Sept. 1916 in die Abteilung Stahlverkauf ein und wurde bereits nach einjähriger Tätigkeit in das Direktionssekretariat von Herrn Dr. Böker versetzt, in dem sie bis zum Jahre 1930 mit wichtigen Arbeiten betraut war. Im Jahre 1930 wechselte sie in die Abteilung Verkauf Stahlguß über, in der sie zunächst die Korrespondenz mit französischen Kunden und Behörden abwickelte. Im Rahmen dieser Abteilung wurden ihr sehr bald weitere vertrauliche und komplizierte Arbeitsgänge übertragen, die sie auch während des ganzen Krieges unter erschwerten Umständen mustergültig erledigte. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß nach Kriegsschluß, als bewährte Mitarbeiter gesucht wurden, um die mit der Demontage der Abteilung Loborn zusammenhängenden Sachen büromäßig zu erfassen, die Wahl auf Fräulein von den Steinen fiel, deren Kenntnis der englischen Sprache bei der Durchführung dieser Arbeiten von Nutzen war.

Nach Wiederaufnahme der Fertigung im Jahre 1946 übernahm Fräulein von den Steinen das Sekretariat der Abteilung Verkauf Fittings, deren Leiter zunächst Herr Geue war und später Herr Schauseil wurde. Diese vielseitige und verantwortungsreiche Tätigkeit einer Sekretärin übte sie bis zum Tage ihres Ausscheidens aus.

Fräulein von den Steinen zählte zu dem Kreis unserer langjährigen bewährten Mitarbeiter und war bei Vorgesetzten und Kollegen gleichermaßen beliebt und geachtet, nicht zuletzt wegen ihres liebenswerten Charakters und ihrer Ausgeglichenheit. Wir wünschen ihr noch viele glückliche und gesunde Jahre im wohlverdienten Ruhestand.

Entlassungen — und andere Sorgenkinder

Dr. Wolfgang Busch

Vor kurzem, nämlich wenige Tage vor dem 15. Februar, haben wir über eine Reihe von Umbesetzungen hinaus einige jüngere kaufmännische Mitarbeiter gebeten, innerhalb der bis zum Quartalsende noch verfügbaren Wochen nach einem anderen Arbeitsfeld Ausschau zu halten. War die zum Teil bekümmerte, zum Teil ärgerliche Reaktion der Betroffenen durchaus verständlich, so mußte die Resonanz, die eine so unbedeutende Maßnahme im Werk fand, lebhaftes Erstaunen wecken.

Was war denn eigentlich geschehen und aus welcher Veranlassung?

1. Der bereits kräftig spürbar werdende Rückgang der Klein- und Kleinstaufträge, die unsere Kostenlage ungünstig beeinflussten und deshalb von uns seit mehreren Monaten — wo immer möglich und vertretbar — abgewehrt worden sind, hatte zu einer so deutlichen Verringerung des Arbeitsanfalls an einzelnen Plätzen in der Verkaufsabteilung Stahlguß geführt, daß als erster Schritt dort der Abbau von zwei jungen Mitarbeitern geboten schien.
2. Auf Anweisung der Geschäftsleitung hat nach monatelanger, überaus sorgsamer und mühevoller Vorarbeit die Planungsstelle — die übrigens stets kraft unseres ausdrücklichen Auftrags tätig wird und ist, was mancher in unserem Werk seltsamerweise nicht begreifen will — für die Einkaufsabteilung einen überaus klaren Reorganisationsplan erstellt. Dieser sowie eine ursprünglich sehr berechtigte „Reserven“-Bildung gestatteten nunmehr eine Reduzierung der Mitarbeiterzahl um zunächst vier Personen. Zweien von diesen blieb der Abschied von der BSI erspart, weil in anderen Abteilungen vakant gewordene Arbeitsplätze wieder besetzt werden mußten.

Man hat uns wegen dieser $2 + 2 = 4$ Entlassungen der Übereiltheit, ja sogar der mangelnden Fairness bezichtigt. So was spricht sich leicht aus und trägt gar den

Ruf eines Verteidigers der „sozial Schwächeren“ ein. Kennen die eifrigen Kritiker die näheren Umstände des einzelnen Falles? Haben sie überlegt, daß es für die Betroffenen heute sicherlich leicht, vielleicht ungleich leichter ist, einen anderen Arbeitsplatz zu finden, als etwa in einem Jahr?

Interessiert es die Nörgler, daß (zumindest angeblich) zwei der „Glücklichen“ unverzüglich ein neues Betätigungsfeld fanden, das ihnen sogleich ein Gehalt sicherte, welches über ihren monatlichen Bezügen bei der BSI liegt? Wir fragen nicht danach, ob das an den anständigen Zeugnissen gelegen hat, die wir ihnen gaben, oder am Ende gar an dem guten Ruf, der unserer kaufmännischen Schulung draußen vorausgeht — wir freuen uns mit den Betroffenen! — und schöpfen neuen Mut, den beschrittenen Weg fortzusetzen.

Wir deuteten es schon in der letzten Ausgabe unserer Werkszeitung an: unsere besondere Aufmerksamkeit gilt seit langem dem technischen Büro Stachelhausen. In der Vergangenheit unternommene Versuche, über diese zentrale Leitstelle den mehr als wünschenswerten, nämlich dringend gebotenen Fluß in unsere schwierige und daher oft schwerfällige Fertigung zu bekommen, haben nicht den erhofften und erwarteten Erfolg gehabt. Das hat uns offengestanden vorübergehend entmutigt; wir standen zeitweise unter dem Eindruck, eine wirklich brauchbare Ordnung unseres Fabrikationsablaufs müsse vor allem in der Putzerei an der Vielgestaltigkeit scheitern. Seit kurzem wissen wir, daß es Wege gibt, jene wünschenswerte Ordnung mit verhältnismäßig geringem geldlichen Aufwand in einem knappen halben Jahr herbeizuführen. Voraussetzung für ein Gelingen sind sehr einschneidende organisatorische Maßnahmen, die von allen Beteiligten die uneingeschränkte Bereitschaft erfordern, sich auf das Neue einzustellen, umzudenken und selbst auch konstruktiv mitzuarbeiten. Nur wenn alle mitziehen, werden die in anderen Unternehmen bereits mit großem Nutzen

angewandten neuen Methoden auch bei uns zum Ziel führen.

Wir stehen nicht an zu bekennen, daß mit dieser Neuordnung im technischen Büro, unter Einschluß der A. V. sowie im Betrieb, auch personelle Auswirkungen verbunden sein werden, die unter Umständen recht weitreichend sein werden. Konkret läßt sich freilich darüber vorerst noch nichts sagen.

Aber daß wir alles daransetzen werden, unzumutbare Härten zu vermeiden, das können und wollen wir gern heute schon versichern.

Wenn wir uns vorgenommen haben, ein anderes, das ganze Werk betreffendes Problem in Kürze ohne Nachsicht anzufassen, so sind wir uns dabei der Zustimmung der überwiegenden Zahl aller Werksangehörigen sicher. Wir meinen den völlig unangemessenen, durch nichts zu rechtfertigenden hohen Krankenstand. Gewiß, die letzten Monate haben uns eine sehr „ungesunde“ Witterung beschert, die vielfach mit Fieber verbundene Erkältungskrankheiten begünstigte. Wir wissen aber sehr genau, was für ein Mißbrauch von einer Reihe von Werksangehörigen mit dieser günstigen Gelegenheit getrieben worden ist. Ein Schnupfen ist kein Anlaß zum Krankfeiern, wie so manch einer nach dem Motto meinte: „Wozu arbeiten, wenn man auch ohnedem seinen vollen Lohn erhält.“ Zum Schutz jedes einzelnen Mitgliedes unserer Betriebskrankenkasse kann es da schließlich nur eins geben — den übelsten Schädlingen ihren gerechten Lohn zuteil werden zu lassen — nämlich die Entlassung.

Was eigentlich sollen die vielen getreuen Mitarbeiter, die übrigens keineswegs allein in den Reihen der Alten zu finden sind, von uns denken, wenn wir zwar immer wieder mahnend den Finger heben, es an konsequentem Eintreten für die Erhaltung der Leistungsfähigkeit unserer Betriebskrankenkasse aber fehlen lassen? So beschämend es ist — die Stärkung der Finanzkraft, die im vergangenen Jahr der BKK durch Zuwendung eines respektablen Betrages von 100 000,— DM zuteil wurde, ist von jenen würdelosen Elementen mißverstanden und schamlos zum bitteren Schaden ihres Nachbarn am Arbeitsplatz aufgefressen worden.

Warum nur ist keiner von Ihnen, den sichtbar Geschädigten, diesen Betrügern in den Arm gefallen? War es aus falsch verstan-

dener Kollegialität? Das wäre tief zu bedauern.

Nun, wir werden da ohne Nachsicht Ordnung schaffen — wie wollten wir sonst vor der so großen Zahl derer bestehen, die in den Bestimmungen der kurz „Lohnfortzahlungsgesetz“ genannten hervorragenden sozialpolitischen Tat zu Recht das sehen, was sie zum Segen zahlloser Schaffender sein soll — ein leuchtendes Zeichen des Fortschritts auf dem Wege zur Bannung materieller Not in Zeiten unverschuldeter Arbeits-, sprich Erwerbsunfähigkeit.

Wir werden uns alsbald mit Ihnen auch noch über eine andere, höchst unerfreuliche Entwicklung unterhalten müssen, der wir im Interesse der korrekten Mitarbeiter wie im größeren Rahmen des Werkes gesehen einfach nicht mehr länger zuschauen können. Wir meinen jene kühne Hochstapelei, die gottlob einer nicht allzu großen Zahl von Werksangehörigen vorbehalten bleibt, die auf ihren Akkordzetteln astronomische Leistungen ganz schlicht und bieder notieren und damit zu erklären versuchen, sie schaffen in einer Stunde und weniger das, wozu andere redliche 120 Minuten benötigen. „Aus eins mach zwei“, ist das Motto dieser Übermenschen! Ihre Methode wäre amüsant, müßte man sich ob solcher Machenschaften nicht eines guten oder ungu-ten Tages sagen, daß es nun aber wirklich langt. Denn um das Maß voll zu machen, beziehen sich diese Rekordler, denen Chrustschow sicherlich begeistert den Stachanow-Orden um den Hals legen würde, auf eine übrigens nach wie vor gültige Erklärung des Verfassers dieses Artikels, die Akkordschere müsse der Vergangenheit angehören und keiner von uns werde demjenigen einen hohen Verdienst mißgönnen, der ihn sich erarbeite.

Jene Erklärung, sie mag einen anderen Wortlaut gehabt haben, aber wer will glauben machen und behaupten, sie habe einen anderen Sinn gehabt? Wer nach vorsichtigem Herantasten schließlich kühn auf seinem Lohnzettel verkündet: „Ich bin einer, der stündlich 125 Minuten macht!“, der hält seine Arbeitskameraden und uns einfach für dämlich, oder er meint, dank des Mangels an Arbeitskräften werde solches Verhalten wohl, wenn auch mit knirschenden Zähnen, geschluckt werden. Nun — aus mancherlei Gründen werden wir dem nicht mehr zuschauen können.

Was wir seit langem wissen, daß nämlich unser Werk außerordentlich lohnintensiv ist, hat uns unlängst der Generaldirektor der Rheinischen Stahlwerke in sehr eindrucksvoller Form bestätigt: die BSI ist der lohnintensivste Betrieb im gesamten Verband dieses großen Konzerns. Jede Lohnerhöhung trifft uns also ungleich härter als viele andere Werke, selbst als andere Gießereien. Kein Wunder also, daß wir auf Lohnerhöhungen ebenso wie auf offensichtlich falsche Akkorde, ungerechtfertigte Minderleistungen und andere, die Herstellkosten erhöhende Faktoren besonders empfindlich reagieren. Wir sagten es unlängst schon einmal an dieser Stelle: „Ab 1. Januar ist die Minute wieder einmal um ein Erkleckliches teurer geworden.“ Was nützen Umsatzsteigerungen von 14,7 % beim Vergleich der Jahre 1960 und 1961, wenn die Wirtschaftlichkeit unserer Leistung in manchen Betriebsabteilungen besorgniserregend abnimmt. Die Verkäufer ringen angesichts der stetig steigenden Herstellkosten die Hände und fragen mit Recht: „Wie sollen wir so teures Zeug noch mit halbwegs anständigen Erlösen auf den Markt bringen?“ Die Betriebsleute verweisen achselzuckend auf die erschreckend hohe Zahl der Fehlstunden, die nur zu einem geringen Teil von echter Krankheit herrühren, und weisen entrüstet den Vorwurf zurück, nicht genug gegen den ständigen Anstieg der Fertigungskosten zu unternehmen. Dabei läuft längst auch bei uns der grimmige Witz um: „Bitte, nicht wecken, sonst kündigt er!“

Ungläubig staunend steht allein die Jugend vor dieser unserer Welt der Erwachsenen. Vater, der dem Sohn eine tafelt, weil er vor dem Weg ins Kino keine Neigung zeigt, für Mutter den Kohleneimer aus dem Keller zu holen, weiß eigentümlich anmutende Berichte darüber zu erstatten, welche bemerkenswerten neuen Möglichkeiten man bei der gestrigen Schicht ausklamüsert hat, die Lohnaufschreibungen zu „verbessern“ oder auf andere Weise „leichter zu seinem Gelde zu kommen“. Es ist ein bedauerliches Zeichen unserer Zeit, daß immer weniger Jugendliche mit Hochachtung auf Väter schauen können, die hart, verantwortungsvoll und zuverlässig schaffen. Manche Jungen meint man es an der Nasenspitze ansehen zu können: sie packten voll ehrlicher Begeisterung mit in die Räder, machten wir Alten es ihnen nur ehrlich vor!

Spende für die Hochwassergeschädigten

Die in der Bergischen Stahl-Industrie seitens der Belegschaft durchgeführte Sammelaktion für die Geschädigten der Hochwasserkatastrophe in Hamburg ergab die Summe von 2545,60 DM.

Dieser Betrag wurde von 1087 Werksangehörigen gespendet.

Neue Urlaubseinteilung für die Gießerei Stachelhausen

In Abänderung der Bekanntmachung vom 17. Januar 1962 wird für die Gießerei Stachelhausen die Urlaubszeit

vom 16. Juli bis 4. August 1962

festgelegt.

Die gleiche Urlaubseinteilung gilt auch für die verkleinerte Belegschaft in der Putzerei. Für die Mechanischen Werkstätten, Lager, Versand usw. bleibt es bei der bisherigen Regelung.

Hausarbeitstag

Am 16. März 1962 hat der große Senat des Bundesarbeitsgerichtes erneut den Hausarbeitstag des Landes Nordrhein-Westfalen behandelt. In einer Presseinformation des Gerichtes heißt es u. a.:

„Der Anspruch auf einen Hausarbeitstag ist nicht gegeben, wenn die arbeitende Frau bei einer Arbeitszeitverkürzung von mindestens 8 Stunden im Monat gegenüber der gesetzlichen Arbeitszeit von 48 Stunden wöchentlich oder 96 Stunden in der Doppelwoche an 4 Werktagen im Monat üblicherweise arbeitsfrei gestellt ist. Auch Samstage sind in diesem Sinne Werktage.“

Nach diesem Beschluß besteht bei uns kein Anspruch mehr auf den Hausarbeitstag, da samstags üblicherweise nicht gearbeitet wird.

Ab 1. April 1962 ist deshalb kein Hausarbeitstag mehr zu gewähren.

Wohnungstauschwunsch

Geboten werden 2½ Zimmer mit Bad, 1. Etage; gesucht werden 3½ Zimmer mit Bad im Stadtbezirk.



25 neue Lehrlinge

Zum ersten Mal wieder kaufmännische Ausbildung

Am 2. April haben 25 Lehrlinge (16 Betriebs- und 9 kaufmännische) ihre Lehrzeit in unserem Werk angetreten und sind in einer kleinen Feier in unsere Werksgemeinschaft aufgenommen worden.

Zuerst wurden sie vom Leiter unserer Lehrwerkstatt, Herrn Kachelmaier, begrüßt, der darauf hinwies, daß der Tag ihres Eintritts in die Bergische Stahl-Industrie für sie ein bedeutender Tag sei; denn es beginne ein neuer Lebensabschnitt, in dem sie vorbereitet und ausgebildet werden sollen für einen ordentlichen Beruf, in dem sie aber auch zugleich zu tüchtigen Menschen erzogen werden sollen. Alle Lehrkräfte in allen Abteilungen würden ihr Bestes tun, um ihnen dabei zu helfen, und würden immer für sie da sein, wenn sie Rat und Hilfe brauchten. Herr Kachelmaier legte ihnen ans Herz, immer aufgeschlossen und freundlich zu sein, alle Ratschläge und Hilfestellungen der Ausbilder und Vorgesetzten freudig anzunehmen und zu beachten, damit sie mit einem möglichst großen theoretischen und praktischen Wissen ihre Lehrzeit nach drei Jahren erfolgreich beenden könnten.

Im Namen der Geschäftsleitung begrüßte dann Dr. Busch die Lehrlinge und machte sie mit herzlichen Worten auf manche Schwierigkeiten aufmerksam, die sich wohl im Laufe der Lehrjahre einstellen, mit gutem Willen aber spielend gemeistert werden könnten, weil in der BSI neben einer guten technischen Ausbildung vor allem auch großer Wert auf die menschliche Seite jeder Ausbildung und Erziehung gelegt werde. Offenen Auges und Herzens sollten sie in den kommenden Monaten alles erfassen, was ihnen dienlich sein könnte, tüchtige Facharbeiter oder Kaufleute, aber auch gefestigte Menschen zu werden, um später im Berufs-, Familien- und Gemeinschaftsleben ihren Mann zu stehen. Was die BSI mit ihren Lehrkräften ihnen dazu geben könne, sei sie bereit, gern zu geben; sie selbst aber sollten mitarbeiten und

möglichst auch aus sich heraus noch etwas dazutun, damit das gesteckte Ziel zu aller Zufriedenheit erreicht werde.

Die kaufmännischen Lehrlinge wurden von ihrem Betreuer, Herrn Zetzmann, willkommen geheißen, dessen Ausführungen auch besonders für die Eltern aller Lehrlinge von grundsätzlicher Bedeutung sind, so daß wir sie hier wörtlich wiedergeben:

An Ihrem ersten Arbeitstag, am ersten Tag in dem nun beginnenden Berufsleben, möchte ich Sie herzlich begrüßen und Sie ebenso herzlich willkommen heißen. Willkommen deshalb, weil sich unsere Geschäftsleitung dazu entschlossen hat, nach jahrelanger Unterbrechung wieder kaufmännische Lehrlinge einzustellen, und weil wir uns freuen, daß wieder junge, lernfreudige Menschen Einzug in unsere kaufmännischen Abteilungen halten.

Wir wollen die Lehrlingsausbildung ab jetzt in einer etwas anderen Form als früher vornehmen, und zwar mit aller Entschlossenheit. Ich darf Ihnen auch gleich verraten, daß das in erster Linie für Sie Konsequenzen hat, daß es für Sie eine ganze Portion Arbeit bedeutet und nicht zuletzt ein großes Maß an Fleiß und Ausdauer von Ihnen erfordern wird. Ob Ihre Lehrzeit erfolgreich sein wird oder nicht, das hängt ja nur zu einem Teil von uns ab, in erster Linie müssen Sie selbst mitmachen. Wir werden Ihnen die Gelegenheit geben, alles das zu erlernen, was Sie brauchen, um zunächst einmal Ihre Lehre erfolgreich abschließen und dann an verantwortlicher Stelle tätig sein zu können. Sie werden hierbei unsere volle Unterstützung finden, aber wir können nicht für Sie lernen.

Die Lehre bei uns gliedert sich in einen praktischen Teil und in einen theoretischen, besser vielleicht schulischen Teil. Die praktische Unterweisung sollen Sie dadurch erhalten, daß Sie die meisten kaufmännischen und einige wichtige Betriebsabteilungen durchlaufen. Wir haben auch die Absicht,

Sie einige Wochen in unserer Lehrwerkstatt zu beschäftigen, damit Sie sich die technischen Grundkenntnisse erwerben können, die ein Kaufmann mindestens haben sollte. Es läßt sich nicht einrichten, daß Sie in jeder Abteilung solange bleiben, bis Sie auch die letzte Tätigkeit kennengelernt haben, sondern die Durchlaufzeiten sind zum Teil kurz bemessen. Das müssen wir tun, um Ihnen möglichst viel von der Praxis zu zeigen.

Von Ihnen erfordert dieses Verfahren erhebliche Anstrengungen, um die Aufgaben, das heißt die einzelnen in der betreffenden Abteilung zu verrichtenden Tätigkeiten und die Organisation vollständig kennenzulernen und auch gedanklich zu erfassen. Aber schon heute darf ich Ihnen raten, immer wieder zu fragen. Stellen Sie Fragen und notieren Sie sich die Antworten. Lesen Sie sich Ihre Notizen von Zeit zu Zeit durch. Prüfen Sie, ob Sie auch alles das, was Sie aufgeschrieben haben, richtig verstanden haben. In jeder Abteilung gibt es einen qualifizierten Mitarbeiter, der sich besonders Ihrer annehmen wird. An ihn können Sie sich jederzeit wenden.

Wenn Sie eine Abteilung durchlaufen haben, dann erwarten wir innerhalb einer Woche von Ihnen einen schriftlichen Bericht. Aus diesem wollen wir ersehen, ob Sie die Zusammenhänge richtig erfaßt haben. Diesen Berichten kommt somit eine große Bedeutung zu. Deswegen empfehle ich Ihnen, bei der Erstellung der Berichte mit großer Sorgfalt vorzugehen.

Die Schulung umfaßt Themen aus den verschiedensten Wissensgebieten. Als Zweck der Schulung betrachten wir es in erster Linie, Ihr Wissen über den Berufsschulstoff hinaus zu erweitern und erst in zweiter Linie, das in der Berufsschule Gelernte zu vertiefen. Durch Prüfungen mündlicher und schriftlicher Art werden wir uns einen Überblick über den jeweiligen Stand der Ausbildung und den Grad Ihres Wissens verschaffen. Dadurch wollen wir einmal Lücken aufdecken, um in geeigneter Weise für Abhilfe sorgen zu können, und zum anderen, Ihnen die Angst vor Prüfungen nehmen.

Ich kann Ihnen versichern, daß wir mit Worten der Kritik immer dann, wenn wir es für notwendig halten, nicht sparen werden. Aber ich hoffe, daß dieses nicht allzu häufig der Fall zu sein braucht, denn Sie

haben ja schon eine kleine Prüfung bestanden. Immerhin wurden Sie aus einer Zahl von 24 Bewerbern ausgewählt. Und solche Bewerber, die uns während des kurzen Gespräches sagten, daß sie deshalb Kaufmann werden möchten, weil sie einfach keine Lust mehr zum Lernen hätten, die haben wir erst gar nicht genommen. Sie haben also schon eine Bewährung bestanden, und die Zahl solcher Bewährungsproben wird immer mehr zunehmen. Versäumnisse werden Sie immer teurer bezahlen müssen.

In der Schule gab es höchstens eine schlechte Note oder einen Vermerk ins Zeugnis. Das ist jetzt anders. Von Ihren Leistungen und von Ihren Fehlern hängt nicht mehr nur das Zeugnis ab, sondern Ihr Einkommen, Ihre Beschäftigung auch in Krisenzeiten, also praktisch die Gestaltung Ihres zukünftigen Lebens. Lassen Sie sich daher nicht beeinflussen von solchen Menschen, die alles auf die leichte Schulter nehmen, sondern seien Sie mit Fleiß, Ausdauer und dem nötigen Ernst bei der Sache.

Nutzen Sie die Lehrzeit. Drei Jahre, zweieinhalb und schon gar nicht zwei Jahre sind keine lange Zeit. Diese Zeit ist Ihnen nicht gegeben, um sie zu verträdeln, sondern um sie anzulegen. Diese Zeit ist ein Kapital.

Die Menschen sind leider oft geneigt, sie gering zu schätzen. Das ist jedoch ein großer Fehler, denn wir haben ja nicht beliebige Zeit zur Verfügung, sondern sie ist auf natürliche Weise begrenzt. Jede Stunde, ja jede Minute, die Sie ungenutzt verstreichen lassen, geht Ihnen unwiderruflich verloren. Nehmen Sie daher jede Gelegenheit wahr, um sie irgendwie positiv auszufüllen. Ein erfahrener Mann gab einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit den Rat, doch Handball spielen zu lernen. Auf die erstaunte Frage, wozu das denn gut sei, antwortete er: „Sie lernen dabei eine der wichtigsten Lektionen im Leben, nämlich, nach jedem Ball zu laufen. Beim Spielen meint man immer, daß viele Bälle entweder zu hoch oder zu niedrig oder zu weit seitlich oder zu schnell herankommen.

Aber wenn man nach jedem einzelnen läuft, wundert man sich, wieviele man doch erreicht, jedenfalls mehr, als man vorher annimmt. Man muß sich nur bemühen.“ Um dieses Bemühen kommen Sie nicht herum. Heute sind viele Firmen froh, wenn sie



überhaupt einen Lehrling bekommen. Aber es hat sich nichts daran geändert, daß Sie es nur durch Streben, Fleiß und Können zu etwas bringen, daß Sie sich nur dadurch über den Durchschnitt hinausheben können und nur auf diese Weise zu einer Position kommen können, die auch etwas bedeutet.

Es ist doch viel besser, wenn man die einem gegebene Zeit voll ausnutzt, wenn man sicher und stetig den gesteckten Zielen entgegenschreitet, so daß man eines Tages auf seine Laufbahn mit dem Gefühl zurückblicken kann, sein Bestes gegeben zu haben und einen nicht nur bescheidenen oder keinen Beitrag für die menschliche Gesellschaft geleistet zu haben.

Es ist uns klar, daß Sie das von uns gesetzte Ziel nicht in einem leichten Galopp erreichen können, sondern daß dieser Weg vergleichbar ist mit einem Hindernisrennen, bei dem auch ein guter Reiter einmal abgeworfen werden kann. Das ist fast selbstverständlich, und daher werden wir Ihnen das nicht weiter übelnehmen. Wir würden es Ihnen aber übelnehmen, wenn Sie aufgeben würden. Deshalb möchte ich Sie

bitten und auffordern: Halten Sie durch! Lassen Sie sich nicht entmutigen! Wenn einmal etwas schief gegangen ist, dann versuchen Sie es erneut. Beim zweiten Mal wird es schon klappen, und wenn dann nicht, dann beim dritten Mal. Nur geben Sie nicht auf, bevor Sie Ihr Ziel erreicht haben. Lassen Sie sich von dem einmal als richtig erkannten Weg nicht abbringen.

Es geht im Leben nicht immer alles glatt. Freude und Enttäuschung liegen oft dicht beieinander. Fangen Sie nicht an zu zweifeln. Man hat nicht immer Glück beim ersten Anlauf. Aber manchmal kommt es gar nicht so sehr auf den ersten Schritt an, sondern auf den zweiten und dritten. Und die gelingen fast immer.

Lassen Sie uns nun gemeinsam den Grundstein für Ihr zukünftiges Leben, Ihren beruflichen Aufstieg, Ihre soziale Stellung und damit Ihre Zufriedenheit legen. Lassen Sie uns damit schon heute beginnen. Ich wünsche Ihnen für diesen Weg das Beste und dazu, daß jenes Quentchen Glück hinzukommen möge, ohne das auch der Tüchtigste nicht auskommt.

Unsere neue Elektroschmelzerei in Papenberg

Helmut Reimers

Nachdem nun bereits mehr als ein Jahr seit dem ersten Abstich von Elektroöfeneisen in Papenberg vergangen ist, dürfte es hoch an der Zeit sein, daß wenigstens die Eifriger unter den Schmelztiegellesern etwas mehr über diese interessante Anlage erfahren.

Jahrzehntelang wurde in unserer Tempergießerei in alter Tradition das Eisen im guten alten Kupolofen erschmolzen und teilweise direkt, in den letzten Jahren jedoch zum größten Teil auf dem Weg über die Drehöfen, vergossen. Mit viel Optimismus während des letzten Krieges aufgenommene Versuche mit Elektroöfen wurden schnell wieder aufgegeben; und die böse Erinnerung an die Rußöfen mag dazu beigetragen haben, daß unsere Kupolöfen allein noch zum vertrauten Bild von Papenberg gehörten, als der Elektroöfen in seinem nicht aufzuhaltenden Vordringen bei der Mehrzahl unserer größten Wettbewerbsfirmen längst Einzug gehalten hatte.

Daß der Kupolofen auch jetzt noch durchaus seine Lebensberechtigung hat, ist keineswegs von der Hand zu weisen. Er gehört auch heute noch nach wie vor zu den verbreitetsten Umschmelzöfen in der Gießereiindustrie. Das Verlangen nach neuen Qualitäten und verbesserten Materialeigenschaften, verbunden mit engeren Toleranzen, bewirkten jedoch gerade in den Tempergießereien, daß in den letzten zehn Jahren der Kupolofen dem Elektroöfen weichen mußte.

Diese Forderungen waren es, die auch bei uns zu der neuen Elektroschmelzerei Papenberg führten. Die ersten Überlegungen hierfür begannen im Jahre 1956. Ernsthafte Planungen wurden im Sommer 1958 aufgenommen und ermöglichten im folgenden Frühjahr die Bestellung der Ofenanlage.

Bis zum Beginn der Montage verging ein weiteres Jahr und nochmals ein halbes, bis der erste Ofen im Dezember 1960 in Betrieb genommen werden konnte. Von der Zeit an aber wurden bis Ende Februar dieses Jahres bereits mehr als 20 000 t flüssigen Eisens aus den Elektroöfen vergossen.

Die ungewöhnlich langen Planungs-, Fertigungs- und Montagezeiten mögen vielleicht überraschen; aber letzten Endes gehört eine Vielzahl technischer Einrichtungen dazu, die

es erst ermöglichen, daß in den Öfen Eisen erschmolzen werden kann. Hierzu möge der vereinfachte Strichschaltplan einen groben Überblick geben (Seite 13):

Über Hochspannungskabel wird die elektrische Energie einem 25-kV-Sammelschienensystem in unserer Zentrale zugeführt. Die Weiterleitung erfolgt über Trennschalter und Leistungsschalter (Abb. 1), die sich bei unseren Lichtbogenöfen bereits seit Jahren bewährt haben. Von dort nimmt der Strom weiter seinen Weg zu den Hochspannungstransformatoren, mit denen die ankommenden 25 000 Volt auf 6 000 Volt herabtransformiert werden. Die Nennleistung dieser beiden Transformatoren beträgt je 3 250 kVA und liegt damit um 30 % höher als die Leistung unserer bislang größten Hochspannungstrafos der Lichtbogenöfen in Stachelhausen.

Die Einspeisung von den Trafos auf die Antriebsmotoren der beiden Umformersätze (Abb. 2) erfolgt über Kabel direkt, d. h. ohne Zwischenschaltung weiterer Schaltelemente. Als Betriebsspannung für die Motoren wurden 6 000 Volt gewählt, um die

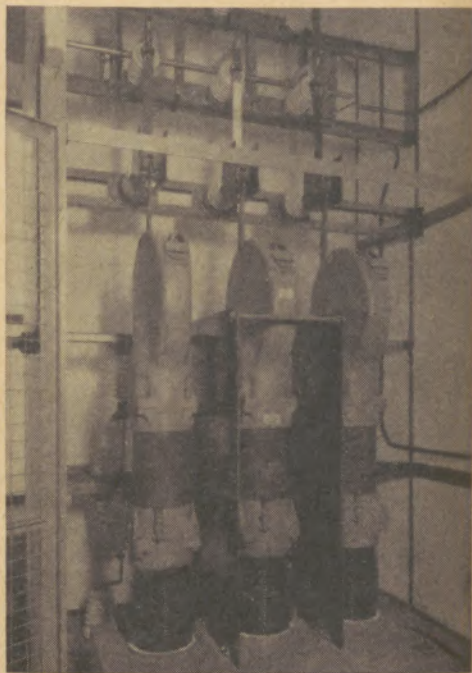
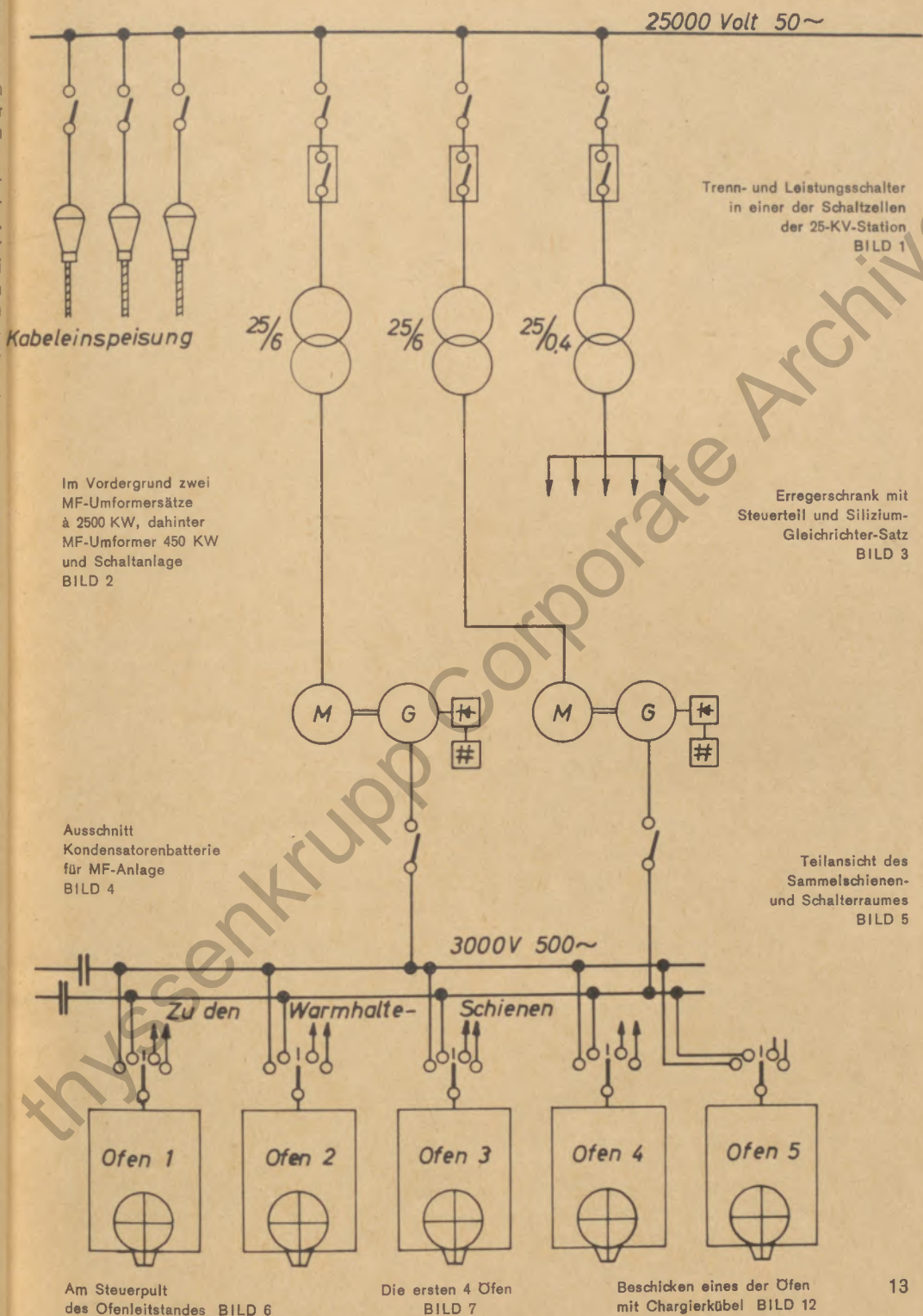


BILD 1



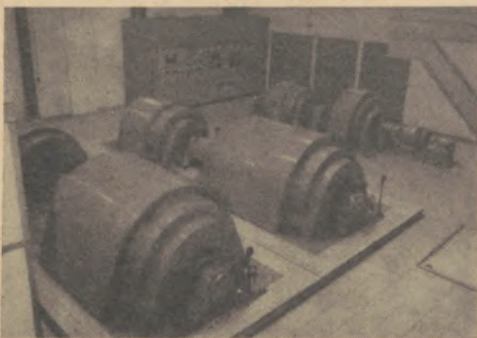


BILD 2

Zuleitungsquerschnitte möglichst klein halten zu können. Immerhin beträgt die Stromaufnahme der Motoren bei Vollast selbst bei dieser Spannung noch mehr als 300 Ampere. Die Motoren sind die ersten Hochspannungsantriebe in unserer Firma. Mit einer Drehzahl von nicht ganz 1500 U/min treiben die beiden Motoren je einen Mittelfrequenzgenerator an. Die MF-Generatoren erzeugen einen Strom mit einer für unsere Elektroöfen zweckmäßigsten Frequenz (in diesem Falle 500 Hz, d. h. das Zehnfache unserer üblichen Drehstrom- und Wechselstromnetze) und können jeder eine Leistung von 2500 kW abgeben. Als Vergleich dazu sei erwähnt, daß die Nennleistung der beiden großen Mittelfrequenzumformer für Stachelhausen je 450 kW beträgt. Neben der Aufstellung als solcher erforderten schon allein die Schmierung und die Kühlung dieser Maschinen gesonderte Überlegungen, sind doch bei Vollastbetrieb für jede Maschine nahezu 150 kW Verluste, die überwiegend als Wärme anfallen, abzuführen. Unsere Entscheidung fiel auf Luftkühlung, wobei die Kühlluft noch besonders aufbereitet werden muß.

Um Strom erzeugen zu können, müssen in den Mittelfrequenzgeneratoren Magnetfelder aufgebaut werden, wozu sogenannte Erregergeräte (Abb. 3) dienen. Diese sind mit modernen Magnetverstärkern und Halbleitergleichrichtern ausgerüstet und gestatten es, nur mit Hilfe eines kleinen Drehknopfes die Leistungszufuhr zu den Öfen von kleinsten Werten bis auf Vollast zu regeln. Sie führen zugleich eine Überwachung und Begrenzung aus, wodurch automatisch eine Überlastung der Generatoren verhindert wird.

Mit einer Nennspannung von 3000 Volt wird die mittelfrequente Energie über Spezial-



BILD 3

kabel je einem Sammelschienensystem zugeführt, dem jeweils eine Kondensatorbatterie (Abb. 4) von 30 000 kVA zugeordnet ist. Diese Kondensatorbatterien bestehen aus Hunderten von kleinen Wickelröllchen, zu denen jeweils zwei gegeneinander isolierte Metallfolien aufgewickelt wurden, die in Blechkästen luftdicht verschlossen sind, wobei die einzelnen Kondensatorkübel zur Abführung der Wärmeverluste mit Kühlrohrschlangen versehen sind. Diese Kondensatoren haben genauso wie die in den Schwingkreisen unserer Rundfunkempfänger vorhandenen den Zweck, daß der Verbrau-



BILD 4

cher — nämlich bei uns der Ofen, im Radio der Verstärker und nachgeschaltet der Lautsprecher — auf die Frequenz des Senders — bei uns auf die des MF-Generators — abgestimmt wird. Damit wird es möglich, mit kleinster Eingangsenergie den größten Nutzeffekt am Verbraucher zu erreichen. Um die Kondensatorenbatterien den wechselnden Bedingungen der Öfen (Futterauswaschungen, Veränderungen des Einsatzgutes) anpassen zu können, sind ein Teil der Kondensatoren schaltbar ausgeführt. Das Schalten erfolgt vollautomatisch über Blindleistungsregler und Schrittschaltwerke.

Eine weitere Energieeinspeisung erfolgt von einem 25 000 / 380 V-Transformator, der zwei Warmhalteanlagen versorgt, die jede für sich, wahlweise zu den Mittelfrequenzeinspeisungen, wieder auf jeden Ofen geschaltet werden kann. Diese in der Induktions-Schmelzofentechnik bislang ungewohnte Lösung bietet uns den großen Vorteil, daß die hochwertigen MF-Umformer voll für den Einschmelzbetrieb eingesetzt werden können, während für das Überhitzen und Warmhalten der Schmelze, bei denen kleinere Leistungen gewünscht werden, die niederfrequenten Warmhalteanlagen (50 Hz) eingeschaltet werden. Diese beiden Anlagen haben je eine Leistung von rund 300 kW und können selbst bei kleiner Leistungsentnahme (für das Warmhalten z. B. 150 kW) noch mit gutem Wirkungsgrad betrieben werden. Da die Öfen nur einphasig betrieben werden, mußte für eine Symmetrierung der Anlagen gesorgt werden, um zu ungleiche Phasenbelastungen in unserem Drehstromnetz zu vermeiden. Jeder Warmhalteanlage ist gleichfalls eine Kondensatorenbatterie zugeordnet, die ebenfalls automatisch kompensiert wird.

Überlegungen zur Kühlung der Kondensatoren führten dazu, daß für die Mittelfrequenzkondensatoren Wasserkühlung gewählt wurde, weil es möglich war, das Wasser durch die Kondensatoren und dann weiter durch die Ofenspulen zu drücken. Hierdurch wird zugleich die Gefahr der Schwitzwasserbildung bei den Öfen verringert. Wenn wir uns weiterhin für eine Olimprägnierung der Kondensatoren entschieden, gegenüber dem nicht brennbaren Clophen, so standen der dadurch erforderlich werdenden automatischen Feuerlöschanlage nennenswerte Kosteneinsparungen durch geringere Verluste gegenüber. Die

Netzfrequenzkondensatoren der Warmhalteanlagen wurden in Luftkühlung aufgegeben, da hier auch wiederum eine Mehrfachnutzung des Kühlmittels möglich war. So werden nicht allein die Kondensatoren mit Luft gekühlt, sondern im folgenden das verzweigte Schienensystem und die Hochstromschalter, wobei weiterhin die Kondensatorräume, der Schalterraum und die Ofengruben durchlüftet und zugleich unter leichten Überdruck gesetzt werden, um das Eindringen von Staub in diese Räume zu vermindern.

Zwischen den Kondensatorenbatterien und den Schmelzöfen ist der Sammelschienen- und Schalterraum (Abb. 5) angeordnet, ein kleines „Kupferbergwerk“, in dem allein ca. 14 t Kupfer installiert wurden. Dieses enorme Kupfergewicht erklärt sich daraus, daß schaltungstechnisch die Möglichkeit gefordert wurde, jeden Ofen auf jeden Erzeuger schalten zu können und daß andererseits die zu den Öfen führenden Ströme mehr als 10 000 Ampere betragen können (vergleichsweise beträgt der Strom einer 60-Watt-Lampe bei 220 Volt = 0,27 Ampere; der einer 2 000-W-Heizsonne = 9,1 Amp.). Dementsprechend schwer und robust sind auch die Ofenumschalter ausgeführt, die



BILD 5



BILD 6

vom Steuerpult (Abb. 6) des Leitstandes über kleine Wahlschalter fernbedient werden.

Das eigentliche Schmelzaggregat stellen die Elektroöfen dar, sogenannte kernlose Induktions-Tiegelöfen. Im Prinzip ist jeder Induktionsofen ein Transformator, bei dem im allgemeinen das Einsatzgut selbst eine kurzgeschlossene Unterspannungswicklung bildet. Diese besteht damit nur aus einer einzigen Windung und weist dementsprechend kräftige Ströme auf, die zu einer Erwärmung bis zum Schmelzen und Überhitzen des aus Kreislaufmaterial, Schrott, Roheisen und Zuschlägen bestehenden Tie-



BILD 7

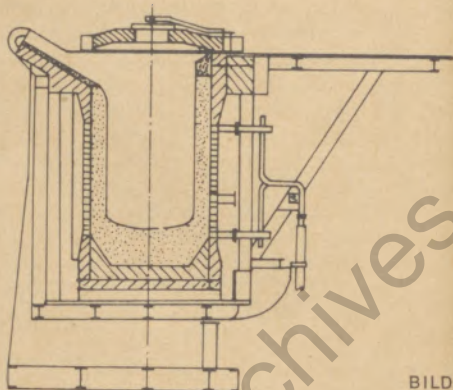


BILD 8

gelinhaltes führen. Den prinzipiellen Aufbau unserer Induktionsöfen zeigt die Skizze (Abb. 8).

Wesentlichster Bestandteil des Ofens ist die Ofenspule, die aus einem zu einer Spirale aufgewickelten Kupferrohr besteht. Die durch die großen Ströme in der Spule anfallende Verlustwärme wird durch das durch die Kupferrohre fließende Kühlwasser abgeführt. Hierfür sind riesige Wassermengen erforderlich, die von unserer bisherigen Werkwasserversorgung nicht mehr gedeckt werden konnten, weshalb die Erstellung neuer Werkwasserversorgungsanlagen erforderlich wurde. Die Abb. 9 zeigt mit den Kühltürmen einen Teil der Wasserwirtschaft. Um der Spule die nötige Festigkeit zu geben, ist sie mit Hilfe von Isolierbeton zu einem kompakten, hohlzylindrischen Körper vergossen und wird außen über die Blechpakete gegen das stabile Ofengehäuse abgestützt. Von innen legt sich der keramische Tiegel über eine Asbestisolation gegen die Spule. Der Tiegel wird aus Quarzit von bestimmter Korngrößenzusammensetzung und eines Anteiles eines Bindemittels aufgestampft und nach dem Vortrocknen mit flüssigem Eisen mehrere Stunden gesintert. Danach besitzt er ausreichende mechanische Festigkeiten, um das aus Chargierkörben in den Ofen entleerte Einsatzmaterial, und genügende feuerfeste Eigenschaften, um einen flüssigen Einsatz selbst bei Temperaturen bis 1600° C noch sicher standhalten zu können. Der Tiegel bedarf allerdings einer sorgfältigen Pflege und muß in gewissen Zeitabständen, da das flüssige Material ständig Teile der Zustellung auswäscht, ausgebessert oder gar erneuert werden.

Fortsetzung Seite 17

Freie Menschen - vernehmet die Signale

In der Welt kämpfen seit Menschengedenken zwei Mächte gegeneinander: Die Mächte der Erhaltung und die Mächte der Zerstörung. Der Kommunismus verkörpert die Macht der Zerstörung. Die Kommunisten verneinen das Volkstum, das Individuum, die Familie, die Freiheit, die Religion, die natürliche geistige Entwicklung und den geistigen Fortschritt. Kommunismus bedeutet Auflösung, Zerstörung, Chaos.

Die freie Welt wird von einem gnadenlosen Gegner bedroht, der kein Hehl daraus macht, daß er sich mit allen Mitteln in die inneren Angelegenheiten der nicht-kommunistischen Staaten einmischt und mit Gewalt die bestehende Staatsordnung in den bürgerlichen Ländern abschaffen will. Dieser rücksichtslosen Offensive der kommunistischen Diktatur kann man nur mit gleichen Methoden entgegentreten.

Die Menschen der freien Völker stehen vor der Wahl: entweder der Unterminierungstätigkeit des kommunistischen Imperialismus mit offensiven politischen und psychologischen Mitteln entgegenzutreten oder — zu kapitulieren. Eine geistige Revolution muß stattfinden, wenn die Freiheit der Welt gerettet werden soll; denn wir stehen heute mitten in einer Auseinandersetzung, die unsere und der nächsten Generationen Zukunft entscheiden wird.

daß jeder, der anders als die SED denkt, dem Terror der Machthaber ausgeliefert ist.

So wurden z. B. nach dem 13. August, nach Errichtung der Mauer, in Ostberlin 73 Studenten verhaftet. Von diesen Opfern des sowjetzonalen Staatssicherheitsdienstes befinden sich 42 Studenten noch in Untersuchungshaft, 31 wurden bereits verurteilt. Diese Strafen reichen von 4 Monaten Gefängnis bis zu 10 Jahren Zuchthaus.

Bei den inhaftierten Studenten handelt es sich aber nicht nur um Studenten aus der Sowjetzone und Ostberlin. Aus dem Bundesgebiet und aus Westberlin wurden in Ostberlin 27 Studenten verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Man hat ihnen zum Vorwurf gemacht, daß sie in aufrechter Solidarität mit ihren Kommilitonen jenseits der Mauer auf Auswege aus dem Ulbricht-KZ gesonnen hätten. Es darf nicht verschwiegen werden, daß sich unter den Verhafteten auch Studenten aus anderen Ländern befinden, aus Ägypten, aus dem Iran, aus Syrien und aus Südamerika. Sie sind nach Auffassung der SED Verbrecher, weil sie ihren eingemauerten, bedrängten deutschen Kommilitonen helfen wollten. Ich halte diese Tatsache für bezeichnend: Studenten fremder Länder wollen Deutschen aus dem Zonengefängnis helfen und werden ebenfalls von den Kommunisten eingekerkert. Offensichtlich fordern die durch die SED in Berlin geschaffenen Verhältnisse jeden heraus, der mit der Mauer und der durch sie hervorgerufenen menschlichen Not konfrontiert wird.

Die Mauer, die anhaltende Spaltung, ist eine dauernde Provokation. Der Nervenkrieg um die Luftkorridore soll davon ablenken, daß auch ohne den Nervenkrieg und ohne das Hochspielen einer militärischen Gefahr die deutsche Lage unzumutbar ist. Wem die Tatsache der Spaltung unseres Volkes zu abstrakt ist, wer sich nichts darunter vorzustellen vermag, daß Millionen nahverwandter Menschen durch unübersteigbare Sperren voneinander getrennt sind, dem seien einige konkrete Zahlen genannt.

Bei den Behörden der Sowjetzone liegen weit über 10 000 offizielle Anträge vor von Menschen, die auf legalem Wege die Sowjetzone zu verlassen wünschen, um mit Familienangehörigen in der Bundesrepublik oder Westberlin zusammenleben zu können.

Diese Zahl ist gewiß kein Maßstab für den Wunsch der mitteldeutschen Bevölkerung, dem Regime entrinnen zu können. Einen solchen Antrag zu stellen, bedeutet ein Bekenntnis zu selbstverständlichen menschlichen Bindungen, die bekanntermaßen von den Machthabern als verdächtig angesehen werden. Etwa die Hälfte der Anträge sind von alten Eltern gestellt worden, die ihren Lebensabend bei ihren Kindern verbringen wollen. In fast 2 000 Fällen wollen Ehegatten zueinander. Ulbrichts Behörden zeigen sich selbst dann nicht zur Familienzusammenführung bereit, wenn Mütter mit ihren Kindern zu den Vätern wollen — etwa 1 000 derartiger Anträge liegen vor.

Über 1 000 jungen Menschen, die sich die Ehe versprochen haben, Brautleuten, Verlobten, sind die Anträge abgelehnt worden. Selbst in vielen hundert Fällen, in denen Kinder unter 14 Jahren von ihren Eltern getrennt sind, die über Nacht aus der Sowjetzone flüchten und die Kinder zunächst notgedrungen bei den Verwandten zurücklassen mußten — selbst hier kennt Ulbrichts Apparat keine Gnade. Kaum über 300 Personen erhielten seit dem 13. August die Genehmigung, in das Bundesgebiet umzusiedeln. Nach Berlin kamen nur 19, obwohl an die 5 000 Anträge bei Behörden und Organisationen Westberlins vorliegen, in denen um Hilfe für die Umsiedlung nahverwandter Menschen aus der Sowjetzone nach Berlin gebeten wird. Aber die wenigen, die herübergekommen sind, sind ein Beweis, daß es nicht unmöglich ist, dem nur allzu verständlichen Wunsch der Antragsteller stattzugeben. Warum also diese tausend- und abertausendfachen Mißachtungen der primitivsten Gebote der Humanität?

Wem nützt diese ständige Mißachtung der Menschenrechte? Braucht das SED-Regime diese Opfer der Willkür, um sich in seiner unumschränkten Macht bestätigt zu sehen?

Glaubt man denn, solcherart Drangsal vermöchte dem deutschen Volk die Teilung des Landes schmackhafter zu machen? Im Gegenteil: Die ständige Herausforderung und Peinigung unseres Volkes durch den Terror und die Willkür jenseits der Mauer kann uns nur darin bestärken, für unsere 16 Millionen Landsleute die Freiheit zu fordern — vor allem die Freiheit, von dem natürlichen Selbstbestimmungsrecht aller Völker endlich Gebrauch machen zu können.

Dialektik

Die Kommunisten haben für ihre Diskussion mit ihren politischen Gegnern eine eigene Taktik entwickelt, die sie Dialektik nennen.

Die Dialektik ist Bestandteil des Dialektischen Materialismus.

„Dialektisch denken und handeln“ bedeutet im Sinne des Kommunismus nichts anderes als elastisch sein und sich den Argumenten des Gegners anpassen. Praktisch sieht das so aus: Man antwortet auf eine gegnerische Frage nicht mit einer klaren Antwort, sondern verdreht die Frage zu einer Gegenfrage, man dreht dem Andersdenkenden das Wort im Munde herum, man verdreht die Begriffe, man paßt sich dem Diskussionsaugenblick an, legt sich niemals fest, weicht aus.

Was also ist Dialektik? . . .

„Nehmen Sie an, an meine Tür kämen zwei Landstreicher. Der eine sauber und gewaschen, der andere verkommen und verdreckt. Wem würde ich nach Ihrer Meinung meine Badewanne zuerst anbieten?“ -

„Na - dem schmutzigen, denn er hat es am meisten nötig.“ -

„Falsch - denn der schmutzige Landstreicher würde die Wohltat eines reinigenden Bades überhaupt nicht zu schätzen wissen, während der andere, der saubere, das Bad am stärksten entbehrt. Also, wer würde zuerst baden?“ -

„Na - dann also der saubere Landstreicher.“ -

„Irrtum - denn er hat es ja garnicht so nötig wie der schmutzige. Sollte man denn nicht beide zu gleicher Zeit baden lassen, den sauberen, weil er daran gewöhnt ist, und den schmutzigen, damit er sich endlich einmal reinigen kann?“

„Ja, sicher - das wäre der richtige Weg; also gehen beide zugleich in die Badewanne.“ -

„Aber - das wäre doch Unsinn! Der saubere bedarf des Bades nicht, und der schmutzige, verkommene, würde sich darin nicht einmal wohl fühlen. Also - wie wäre es, wenn wir den sauberen zuerst . . .“

„Aber Sie haben es doch vorher abgelehnt . . .“

„Sehen Sie - das ist Dialektik.“



Mauer

Mauer

Mauer

Mauer

Ist Berlin noch eine Reise wert?

Robert Flechsig

Es ist, wie immer, ein beglückendes Gefühl, wenn die viermotorige „Viscount“ der BEA weit schon vor Berlin an Höhe verliert und wieder Land in Sicht ist. Dreitausend Meter über den Wolken fliegend, ist man der Erde entrückt. Potsdam, die Havelseen tauchen tief unten auf. Dann folgt sehr schnell das Häusermeer der Großstadt. Wie das Spielzeug eines Riesen gleiten die wenigen Kähne auf der Spree langsam dahin. Die Spitze der rechten Tragfläche der Maschine steigt höher, noch eine große Schleife. Die „Viscount“ setzt zur Landung an, landet, rollt über das Flugfeld dem Flughafen-gebäude zu. Die Erde hat uns wieder.

Eine Stunde und zwanzig Minuten Flugzeit von Düsseldorf nach Berlin. Wie lange hätte wohl früher die Postkutsche gebraucht? (Es sei verraten: 6 Tage). Tempelhof ist erreicht. Einst Paradeplatz der wilhelminischen Garde, heute ein Brückenkopf der freien Welt, von weltweiter Bedeutung. Berlin, östlichste Endstation für viele, besonders für uns Deutsche. Vor dem Kriege Knotenpunkt internationalen Verkehrs von Ost nach West und Nord und Süd, und schon im 13. Jahrhundert Kreuzungspunkt der alten Handelsstraßen. Die alte Fischer-siedlung Cölln an der Spree verbindet sich mit dem gegenüberliegenden Flecken Berlin schon 1307 zu gemeinsamer Verwaltung. Handelsmänner und Fuhrleute lassen sich hier nieder, die günstigen Handelswege nach allen Seiten nutzend.

Die Stadt als Gemeinwesen wächst schnell

und wird schon fünfzig Jahre später Mitglied der Hanse, des mächtigen Städtebundes deutscher Kaufleute. Durch fünf Jahrhunderte bleibt Berlin eng mit der brandenburg-preußischen Geschichte, der deutschen Geschichte, verbunden. Dann kam vor dreihundert Jahren schon einmal ein Flüchtlingsstrom hierher. Die Hugenotten, französisch-reformierte Emigranten, flüchteten, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes im Jahre 1685, in die Mark, wo ihnen Brandenburgs Kurfürst Asyl bot. Um der Freiheit ihres Gewissens willen!

Es mag uns heute gering erscheinen, wenn um 1700 in Berlin etwa 6000 Zuwanderer gezählt werden. Groß wird die Zahl jedoch dadurch, daß sie damals ein Viertel seiner Einwohnerzahl betrug. Über 20000 Refugiés, wie sie genannt wurden, blieben in der Mark Brandenburg und gingen dort im Volkskörper auf. Ihrem Fleiß und ihrer Initiative verdankt das wirtschaftliche Berlin ungeheuer viel. Manufakturen wurden gegründet, das Kunsthandwerk gelangte zu hoher Blüte, der Handel brachte Geld in die Kassen. Die Namen der Kaufleute Michelet, Lefèvre und Ravené hatten einen guten Ruf bis in unsere Tage. (Ravenéscher Eisenhandel). Dem Geistesleben gaben die Hugenotten und ihre Nachkommen durch Generationen hindurch neue Impulse.

Man braucht nur einige Namen herauszugreifen, die weltbekannt sind: Der Physiker Dubois-Reymont, Paul de Lagarde, Theodor Fontane und die Brüder Humboldt haben

ihre Wurzeln in diesem Kreise. Damals kamen Flüchtlinge der Freiheit ihres Gewissens halber nach Berlin – und heute? Die Zeit der Refugiés liegt weit zurück; ihre Spuren sind zwar noch nicht verwischt, aber die für uns Lebenden so einschneidenden vergangenen letzten siebzehn Jahre scheinen alle historischen Erfahrungen unseres Volkes zu überdecken. Aber, so möchte ich fragen, kommt man heute, wenn man Berliner Boden betritt und geschichtlich denkt, an diesen historischen Tatsachen vorbei? Täten wir Bundesbürger, Einheimische und Flüchtlinge, nicht gut daran, uns zu erinnern, welch eminenten Beitrag in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung Menschen zu leisten in der Lage sind, die um der Freiheit ihres Denkens und Handelns, ihres Gewissens willen als Neubürger im Gastland sesshaft werden?

Doch zurück zur Gegenwart. Von Tempelhof geht es zur Innenstadt, dem Zentrum des heutigen freien Berlin. Kurfürstendamm, Joachimsthalerstraße, Kantstraße, Bahnhof Zoo! Elegante Geschäfte, reger Verkehr auf den Straßen. In der Mittagszeit des Sonnabends Großstadtbetrieb. Dieser äußere Eindruck läßt nur ahnen, daß sich, nur wenige Kilometer entfernt, eine ganz andere Welt auftut, die aber auch gar nichts mit dem Leben in West-Berlin gemein hat, die Welt des Ostens. Dem Beobachter fallen sofort in Westberlin die vielen Fremden aller Nationen auf. Sehr viel farbige Menschen, Afrikaner, Asiaten, Japaner. Diesen Menschen scheint also Berlin immer noch eine Reise wert zu sein. Gewiß sind viele darunter, die mit Delegationen aus der freien Welt gekommen sind, um das Problem der geteilten Stadt zu studieren. Vielen von ihnen ist sie aber nicht nur ein Besuch wert, sie leben dort. Berlin ist ja immer noch ein Geisteszentrum. An den sechs wissenschaftlichen Hochschulen waren 1961 rund 6% der Immatrikulierten Ausländer. Zu den wissenschaftlichen Hochschulen gesellt sich eine ganze Reihe von Bildungsstätten, Ingenieurschulen für Bauwesen, für Fernmeldetechnik, Fachschulen für Optik und Fototechnik, für Theater und Musik und viele andere mehr. Der Kurfürstendamm allein jedoch ist nicht Berlin. In Berlin wird auch heute noch hart gearbeitet. Die bedeutsamsten Industriezweige, Elektroindustrie und Maschinenbau, konnten ihre Kapazitäten erweitern. Der Absatzorganisation

seiner Wirtschaft und den Bemühungen des Senates ist es gelungen, die Lieferungen an den freien Westen so zu steigern, daß in manchen Zweigen die Auftragspolster zu Neubauten zwingen. Etwa 80% der Produktion geht nach Westdeutschland und in das Ausland. Das Problem ist wie bei uns auch hier, qualifizierte Arbeitskräfte zu bekommen. Notleidend sind jedoch noch immer unzählige Mittel- und Kleinbetriebe, oft schon durch mehrere Generationen Familienbesitz, bei denen die Hilfe schon viel schwieriger ist.

Man sieht als alter Berliner seine Heimatstadt sozusagen mit doppelten Augen. Am Potsdamer Platz wird das besonders deutlich. Die Mauer der Gewalt wirkt hier wie eine Grenze des Lebens. Diesseits der Mauer der normale Verkehr der Besucher dieses Denkmals der Schande. Drüben, hinter der Mauer, in langer Reihe Panzersperren aus Eisenbahnschienen und Stacheldrahtverhaue. Die weite Fläche scheint tot, nur wenige Vopo-Posten – sonst nichts. Kein Mensch, kein Auto kreuzt diesen Platz. Hier herrscht Totenstille. Die Ost-Berliner dürfen nicht bis an die Mauer heran. Sie könnten ja sonst ihren Angehörigen und Freunden jenseits der Mauer zuwinken oder mit ihnen sprechen. Dieser weite Platz hinter Mauer, Panzersperren und Stacheldraht ist das Symbol der Schwäche eines Systems, das den Begriff der Freiheit in Unfreiheit umdeutet. Hier am Potsdamer Platz pulsierte früher das Leben einer Weltstadt am stärksten. Vor dem geistigen Auge rollt dort in ununterbrochener Reihenfolge der Verkehr. Drüben stand das Haus Vaterland, weiter, in der Leipziger Straße, das Warenhaus Wertheim, das größte der Reichshauptstadt. Dort, an der alten Wache, die Stände der Blumenfrauen. Wer kannte sie nicht, die Blumenfrauen vom Potsdamer Platz? Und heute? Nichts, absolut nichts, nur grauererregende Leere. Drüben die Vopos sind noch zu jung, als daß sie diese Zeiten erlebt hätten. Fröstelnd, den Kragen hochgeschlagen, schauen sie nach Westen, auf uns. Glauben sie wirklich, daß wir ihre Feinde sind? Was mag in den Köpfen dieser jungen Menschen vorgehen? Kann man hier ständig auf Posten stehen, ohne sich Gedanken zu machen, ohne zu zweifeln an der Glaubwürdigkeit des Systems, dem sie dienen müssen? Ich kann es nicht glauben.

Vielleicht war mancher dieser jungen Leute vor dem 13. August des vergangenen Jahres als Besucher in Westberlin. Vielleicht hat dieser oder jener von ihnen, es dürften sehr viele sein, Geschwister, sonstige Angehörige oder Freunde in Westberlin. Für diese jungen Menschen ist es viel schwerer, linientreu zum Kommunismus zu stehen, als für manchen Kommunisten in der Bundesrepublik, der die Vorteile der freien Welt täglich für sich in Anspruch nimmt.

Und diese Mauer zieht sich von Reinickendorf über Wedding, Moabit, Tiergarten, Kreuzberg und Neukölln. Das Fernsehen vermittelt den Menschen der freien Welt ein Bild von der Mauer, von der Teilung einer Weltstadt. Nicht vermitteln kann es die Gefühle, wenn man sieht, wie im Bezirk Reinickendorf rigoros Kleingartensiedlungen von vielen Kilometern Länge und Siedlungshäuser mit Räummaschinen abgerissen und eingewalzt wurden. Die Trümmer wurden abgebrannt, um auch hier, wie an der Zonengrenze, den bewußten Todesstreifen hinter doppeltem Stacheldraht zu schaffen. Mehrere Generationen fleißig arbeitender Berliner hatten sich hier ein Gartenparadies auf märkischem Sand geschaffen. Die Gartenhäuschen sind heute zerstört, die Obstbäume zersägt, die Anlagen vernichtet. Das ist der sozialistische Aufbau östlicher Prägung.

Man bedenke, was für ein Geschrei es geben würde, wenn hier bei uns aus Gründen der Stadtplanung auch nur ein Teil dessen geschehen müßte, trotz aller notwendigen Entschädigungen. Zähneknirschend mußten die Menschen der Vernichtung zusehen. Ihrem Zorn Ausdruck geben, wäre gleichbedeutend mit ihrer Verfolgung gewesen.

Sektorenübergang für Ausländer und Diplomaten Friedrichstraße. Hier standen sich im Oktober des vergangenen Jahres amerikanische und sowjetische Panzer auf 200 m Entfernung gegenüber. Am 24. Februar dieses Jahres besuchte der amerikanische Justizminister Robert F. Kennedy mit dem Regierenden Bürgermeister von Berlin, Willi Brandt, diesen amerikanischen Kontrollpunkt. „Checkpoint Charlie“ ist für die freie Welt ein Begriff geworden. Auf westlicher Seite nur ein Strich auf dem Pflaster.

Drüben Barrieren, Panzersperren und wieder die Mauer. Ein Transparent „Laßt uns

gemeinsam für Frieden und Verständigung wirken! Der deutsche Friedensvertrag bündigt den westdeutschen Militarismus!“ wirkt wie Hohn. Auf wen soll das positiv wirken? Spricht die Mauer der Gewalt nicht eine viel eindringlichere Sprache?

An welcher Stelle Berlins man immer auf die Mauer stößt, dasselbe Bild. Zugemauerte Fenster der geräumten Wohnhäuser, freie Plätze ohne jeden Verkehr, Panzersperren, Stacheldraht. Und auf beiden Seiten die Berliner. Die gleichen Menschen mit gleicher Liebe zu ihrer Stadt, mit dem gleichen Denken und dem gleichen Empfinden. Die Mauer geht durch ihre Herzen. Eltern und Kinder, Geschwister und Freunde trennt diese Mauer, gegen ihren Willen. Das letzte Ventil freien Willens wurde durch diese Mauer der Gewalt geschlossen. Soll der freie Westen diesen Zustand anerkennen, nur damit Westberlin frei bleibt? Wie lange würde es frei bleiben? Glaubt denn ein Mensch, daß die Mauer fällt, wenn das Zonenregime anerkannt wird? Nur politische Narren können das annehmen.

Die Westberliner vertrauen den Zusicherungen Amerikas und der übrigen freien Welt. Was ihnen Sorge macht, ist eigentlich mehr der Gedanke, die Menschen in Westdeutschland könnten in ihrem Wohlleben und in ihren Alltagssorgen das Problem Berlin nicht wichtig genug nehmen. Bedauern und Bemitleiden ist eigentlich nicht der richtige Weg, den Berlinern zu helfen. Die Stadt tut viel, um den Westdeutschen den Besuch zu erleichtern. Die Flugtarife wurden gesenkt. Kulturell bietet Westberlin überraschend viel. Die Städtische Oper, elf Berliner Bühnen, Konzertsäle und ständige Ausstellungen erwarten ihre Besucher.

Ängstlichen Gemütern sei gesagt: Ein Berlin-Besuch ist kein Risiko. Westberlin lebt nicht nur von den Aufträgen, die wir dorthin geben, es lebt von seinen Besuchern in mehr als nur wirtschaftlicher Beziehung.

Jeder Berliner lebt von der moralischen Stütze, die ihm die steigende Besucherzahl gibt. Vor Jahren hatte das ungeteilte Berlin die Parole „Jeder einmal in Berlin“. Damals war Berlin die Reichshauptstadt. Beim Verlassen Berlins, vor dem Start der Maschine, möchte ich allen Berliner Freunden als Dank und allen hier in der Bundesrepublik sagen: „Berlin ist doch eine Reise wert!“

MINEN



Berlin — nur eine Stadt?

Ein Begriff für die Welt der Eleganz, der Mode, der Kunst und der Literatur, der Technik und ihrer Entwicklung, ein Symbol für Weltaufgeschlossenheit, Eigenwilligkeit und Humor, der Name einer Stadt — bekannt, soweit Zivilisation und Kultur reichen: Berlin. Einer Stadt...?

Blättern wir zurück in der Chronik Berlins, stoßen wir auf das Jahr 1705. Damals verlieh der erste preussische König, Friedrich I., dem Flecken Charlottenburg, wo er seiner Frau ein luftiges Sommerschloß erbaut hatte, das Stadtrecht. Bei diesem Anlaß prophezeite die Königin: „Weilen Berlin und Charlottenburg so nahe sein, wird es vielleicht nur eine Stadt werden.“ Der Tiergarten lag zwischen beiden Städten; an seinem Rand standen die Einnehmerhäuschen der Zollbeamten. — Heute stehen fast an gleicher Stelle wieder solche: Westberliner Zoll. Wie vor 250 Jahren kontrolliert er keine Pässe, sondern nur Waren. Aber kaum hundert Schritte weiter, am Brandenburger Tor, kontrollieren schwerbewaffnete Funktionäre nicht nur Waren, sondern auch Pässe: „Sektorengrenze“. Dies Wort klingt immerhin noch nach einer Stadt. Das System aber, dem die Funktionäre dienen, behauptet: „Staatsgrenze“.

Was hat es mit alledem auf sich? Propaganda — an Menschen gerichtet, von denen man vermutet, sie könnten nicht bis zwei zählen? — Weil eins das andere aufzuheben scheint, fragen wir nach dem, was denn nun eigentlich gilt: „Demokratischer Sektor“ oder „Hauptstadt der DDR“? Diesem Entweder-Oder kommt schicksalhafte Bedeutung zu. Ist nämlich Ost-Berlin „Sektor“, dann befinden wir uns auf dem Boden des Viermächte-Status für Gesamtberlin, dann kann es zwar eine Sektorengrenze geben, gleichzeitig aber muß der völlig freizügige Verkehr herüber und hinüber gewährleistet sein. Ist aber Ost-Berlin „Hauptstadt der DDR“, dann ist die Zonenregierung, die vorgibt, einen Staat zu repräsentieren, nicht daran zu hindern, mitten durch Berlin eine Staatsgrenze zu proklamieren, ihre Unrechtsherrschaft, ihre politische und wirtschaftliche Ratlosigkeit mit einer 1,90 m hohen Betonmauer abzuschirmen.

Die Berlin betreffenden Vereinbarungen der Siegermächte des zweiten Weltkrieges sind

im Londoner Abkommen vom 12. 9. 1944 niedergelegt, und zwar mit einem derart eindeutigen Wortlaut, daß man sich über die Unverfälschtheit, mit der Ulbricht immer wieder behauptet, Berlin sei Teil der früheren sowjetischen Besatzungszone und daher heute Teil der „DDR“, nur wundern kann. In dem zitierten Abkommen vom 12. 9. 1944 werden die Grenzen der einzelnen Besatzungsgebiete genau festgelegt. In dem Textteil, in dem die Sowjetunion beauftragt wird, die von ihr besetzte Zone zu verwalten, heißt es wörtlich: „mit Ausnahme des Gebietes Berlin, für das nachstehend eine Sonderregelung festgesetzt wird“. Diese Bestimmung des Vertrages ist so klar und eindeutig, daß sie jedem Zweifel und jeder unterschiedlichen Auslegung entzogen ist. Deutlicher könnte man gar nicht zum Ausdruck bringen, daß Berlin, und zwar Gesamt-Berlin, nicht zur sowjetischen Besatzungszone gehören sollte. Drei Absätze weiter heißt es dann im gleichen Vertrag wörtlich:

„Das Gebiet von Berlin (— unter dieser Bezeichnung wird verstanden das Gebiet von „Groß-Berlin“, wie es im Gesetz vom 27. April 1920 bestimmt worden ist —) wird gemeinsam von Streitkräften der USA, des Vereinigten Königreiches und der UdSSR besetzt...“

Für diesen Zweck wird das Gebiet von „Groß-Berlin“ geteilt in folgende drei Teile...“

(Frankreichs Beteiligung an dem Vertrag geht auf ein Zusatzabkommen vom 26. 7. 1945 zurück, durch das die Grenzen der sowjetischen Besatzungszone und des sowjetischen Sektors von Berlin unberührt blieben.)

In der Berlin-Note vom 27. 11. 1958 behaupten die Sowjets, die Westmächte hätten das Potsdamer Abkommen verletzt und somit auch ihr Recht verwirkt, weiterhin in Berlin zu bleiben. Dazu ist zweierlei zu bemerken:

1. Im Potsdamer Abkommen ist kein Wort über den Status von Berlin zu finden; dazu bestand auch keinerlei Veranlassung, denn
2. fand die Potsdamer Konferenz erst mehrere Monate später statt, nämlich in der Zeit vom 17. Juli bis 2. August 1945, als das Londoner Abkommen vom 12. 9. 1944

bereits dreiviertel Jahr in Kraft war und praktiziert wurde.

Aus diesem Londoner Abkommen ergibt sich zwangsläufig, daß den Westmächten auch das Recht auf einen freien Zugang nach Berlin zusteht. Es bestand damals wie heute für die Westmächte keinerlei Veranlassung, sich bei der Ausübung ihrer Rechte von den Sowjets kontrollieren zu lassen. Berlin ist zwar von sowjetischen Truppen erobert worden, dafür aber standen die Truppen der Westalliierten in Thüringen, Sachsen und Mecklenburg. Der damalige amerikanische Präsident Truman wies in einem Brief an Josef Stalin vom 15. 6. 1945 ausdrücklich darauf hin, daß der Rückzug der amerikanischen Truppen aus Mitteldeutschland nur in Übereinstimmung mit dem Londoner Abkommen vom 12. 9. 1944 erfolgen werde. Damit hatte Truman eindeutig die Teilnahme der Westmächte an der Besetzung und Verwaltung Berlins zur Voraussetzung für die Räumung der bis dahin von amerikanischen Truppen besetzten Teile Mitteldeutschlands gemacht. In seinem Antwortschreiben widersprach Stalin dieser Verknüpfung mit keinem Wort.

Am 29. 6. 1945 vereinbarten die Oberbefehlshaber der britischen, amerikanischen und sowjetischen Truppen mündlich, daß die Westmächte zunächst eine Fernverkehrsstraße, eine Eisenbahnstrecke und zwei Luftkorridore in Anspruch nehmen sollten. Nun wird in letzter Zeit von sowjetischer Seite immer wieder behauptet, die Luftkorridore seien den Westmächten lediglich zu militärischen Zwecken überlassen worden. Auch diese Behauptung ist objektiv und nachweislich falsch, denn in dem Übereinkommen vom 30. 11. 1945, in welchem die seitdem benutzten drei Luftkorridore festgelegt sind, ist von einer solchen Zweckbeschränkung nichts enthalten. Richtig ist, daß die sowjetischen Kommunisten zwar ursprünglich eine entsprechende Forderung erhoben hatten, diese aber im Verlaufe der Verhandlungen ausdrücklich zurückzogen.

In einem Viermächteabkommen vom 4. 5. 1949 und im Schlußkommuniqué der Pariser Außenministerkonferenz vom 20. 6. 1949 wurden alle bis dahin getroffenen Berlinvereinbarungen noch einmal ausdrücklich bestätigt.

Es liegt auf der Hand, daß die westlichen Alliierten in ihrer Eigenschaft als Besatzungsmächte auch für die Versorgung der

Zivilbevölkerung in ihren Besatzungsgebieten verantwortlich waren und sind. Diese Pflicht bedingt das Recht, die ihnen laut Vertrag zur Verfügung stehenden Verbindungswege nach Berlin für die Versorgung der Berliner Bevölkerung, also für nicht-militärische Zwecke, zu benutzen oder benutzen zu lassen. Ein solches Recht kann durch nichts beeinträchtigt werden. Es bliebe auch dann bestehen, wenn die Sowjetunion mit der „DDR“ Ulbrichts einen Separatfriedensvertrag abschließen sollte, denn im Völkerrecht ist es ebenso wie im Zivilrecht nicht möglich, daß zwei Partner, die unter sich einen Vertrag abschließen, durch diesen Vertrag das Recht eines Dritten einschränken oder beseitigen!

Als am 17. Juni 1953 der Militärkommandant des sowjetischen Sektors von Berlin den Ausnahmezustand verhängte, hieß es in dem entsprechenden Erlaß, daß diejenigen nach Kriegsrecht bestraft würden, die gegen die Anordnungen des sowjetischen Kommandanten verstoßen sollten. Man tat dies, um das Ulbrichtregime vor den streikenden Arbeitern zu schützen. Dabei beriefen sich die Sowjets auf den Viermächtestatus von Berlin und auf ihr daraus hervorgehendes Besatzungsrecht, immerhin acht Jahre nach tatsächlicher Beendigung des Krieges und vier Jahre nach Gründung der „DDR“. Der Viermächtestatus von Berlin, aus dem die westlichen Alliierten ihr Recht herleiten, in Berlin zu bleiben, wurde also 1953 von der Sowjetunion ausdrücklich bestätigt. Man verschaffte sich so eine recht fadenscheinige Rechtfertigung für die Anwendung brutaler Waffengewalt bei der Unterdrückung des Freiheitswillens der Ostberliner Bevölkerung. Im Potsdamer Abkommen, auf das sich die Sowjets immer wieder berufen, unterschrieb Stalin jedoch den Satz: „In ganz Deutschland sind alle demokratischen politischen Parteien zu erlauben und zu fördern mit der Einräumung des Rechts, Versammlungen einzuberufen und öffentliche Diskussionen durchzuführen.“ Es sei an dieser Stelle daran erinnert, daß die KPD in der Bundesrepublik zur Zeit des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953 noch nicht verboten war. Ein Verbot erfolgte erst drei Jahre später, obgleich der undemokratische Charakter der KPD schon lange vorher feststand.

Wer also von den Siegermächten des zweiten Weltkrieges das Potsdamer Abkommen

in täglicher Praxis bricht, das bedarf sicherlich keiner weiteren rechtlichen oder moralischen Erörterung. Mit der rechtswidrigen Proklamierung Ost-Berlins zum „Staatsgebiet der DDR“ und mit der Errichtung jener schäbigen Mauer des 13. August haben Chruschtschow und seine Pankower Büttel erneut bewiesen, was unter der kommunistischen Forderung nach „friedlicher Koexistenz“ zu verstehen ist. Gegen ein System, das ausschließlich durch Terrorakte und Rechtsbrüche gekennzeichnet ist, sind die oft beschworenen Geister von Genf, Camp David oder Wien ebenso zur Ohnmacht verurteilt wie die Vereinten Nationen, und nur bei äußerster Wachsamkeit kann man mit einem solchen System koexistieren. Alle kommunistischen Erfolge wurden bis-

her durch Gewalt und Terror, verbunden mit List und Heimtücke errungen, in keinem Fall mit geistigen Mitteln. Aus diesem Grunde ist es auch unrealistisch, den Kommunismus mit guten Worten und dauernder Nachgiebigkeit überwinden zu wollen, wobei gleichzeitig den raffinierten und unanständigen Verhandlungstaktiken der Kommunisten bei internationalen Konferenzen mit aller politischen und diplomatischen Klugheit begegnet werden muß. Statt einer Politik der Konzessionen müssen wir der ständigen kommunistischen Herausforderung eine Politik der Wachsamkeit und der Entschlossenheit zur Verteidigung entgegen setzen. Nur auf diese Weise wird es uns möglich sein, auch künftig in Frieden und Freiheit zu leben.



Keimende, das Entstehende halten. Hast du denn niemals daran gedacht, daß die Christen an die Macht kommen könnten?"

„Die Christen - an die Macht?"

„Ja! Man muß es eben verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen. Mir schwant, daß sich Konstantin der Große früher oder später mit ihnen an einen Tisch setzen wird. Und was dann? Dann kommen die Revisionen und die Rehabilitierungen. Die in den Logen werden dann sagen: ‚Wir sind es nicht gewesen; die Löwen waren es!‘"

„Natürlich, daran habe ich noch nie gedacht."

„Siehst du! Was gehen mich die Christen an? Mir geht es um die eigene Haut. Wenn es soweit ist, dann wissen alle, daß ich Rüben gefressen habe. Obwohl, unter uns gesagt, Rüben Dreck sind."

„Deine Kollegen jedenfalls fressen diese Christen recht gern", sagte Cajus boshaft.

Der Löwe verzog das Gesicht: „Primitivlinge, ungebildete Produkte der Kolonien, die sich zu allem hergeben, kurzfristige Konjunkturritter ohne Sinn für taktisches Verhalten."

„Hör mal", stotterte Cajus.

„Na?"

„Wenn diese Christen - weißt du . . ."

„Was denn?"

„Eben - wenn sie an die Macht kommen sollten . . ."

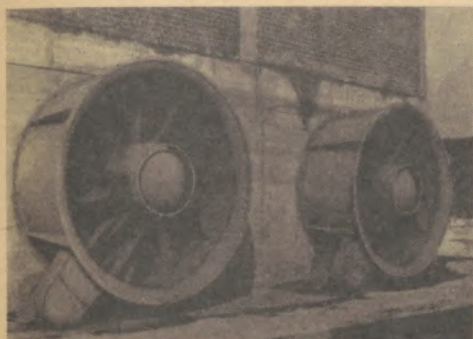
„Na und?"

„Könntest du mir dann bescheinigen, daß ich dich zu nichts gezwungen habe?"

„Salus Rei publicae summa lex tibi esto", — „das Heil des Vaterlandes soll dir oberstes Gesetz sein", sagte der Löwe und machte sich wieder an seine Rübe.

Die Gelehrigen und Gedächtnisreichen und Geistesgegenwärtigen und Scharfsinnigen sowie auch die von kühner und großartiger Gesinnung pflegen eben nicht so geartet zu sein, daß sie sittsam in Ruhe und Gleichmäßigkeit leben wollen: sondern sie werden von ihrem raschen Geiste getrieben, wohin es sich trifft, und alles Beharrlichen sind sie bar.

Und wiederum die beharrlichen und nicht leicht veränderlichen Gemüter, auf die man sich am meisten als zuverlässig verlassen könnte, und die sich selbst im Kriege kaum von Furcht bewegen lassen, verhalten sich zum Lernen ebenso: sie sind schwer beweglich, fassen schwer auf und sind wie betäubt, wenn sie dergleichen durcharbeiten sollen.



Kühlanlage unserer Werks-Wasser-Versorgung BILD 9

Zum Entleeren des Tiegelinhaltes wird das Ofengehäuse samt Blechpaketen, Spule und Tiegel mittels hydraulischer Zylinder — die mit Drücken von über 200 atü arbeiten — um die Gießschnauze gekippt. Jeder unserer Ofen vermag 4 bis 5 t flüssigen Eisens aufzunehmen und benötigt zum Einschmelzen dieser Menge etwa eine Stunde.

Während alle Arbeiten des Schmelzbetriebes am Ofen selbst von dem jeweiligen Schmelzer ausgeführt werden, erfolgt die Steuerung der Energiezufuhr zentral vom Ofenleitstand durch einen einzigen Bedienungsmann. Dieser gibt der Zentrale Anweisung zum Zu- und Abschalten der MF-Umformer, schaltet selbst seine Steuerung und Leistungseinstellung an den Schaltschränken und dirigiert und überwacht vom Steuerpult (Abb. 6) aus den Ablauf des gesamten Schmelzprogrammes. Hier sind es Minuten, die darüber entscheiden, ob eine Schmelze die geforderte Temperatur erreicht hat, und in den Händen dieses Mannes liegt es, ob bei wirtschaftlichem Einsatz die bestmögliche Schmelzleistung aus dieser Ofenanlage herausgeholt wird.

Dafür ist der Leitstand mit modernsten Hilfsmitteln, wie Energiemengenwächter, Wechselsprechanlage und Fernseheinrichtung ausgerüstet, während eine Teilklima-

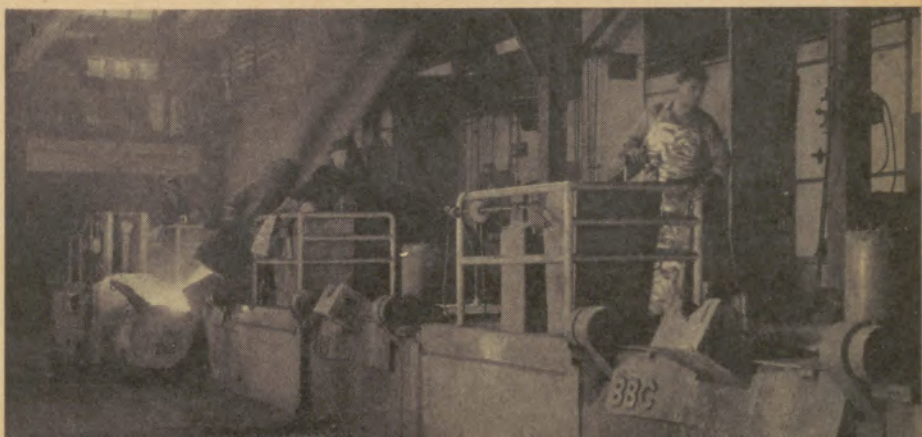


BILD 12

anlage für erträgliche Luftbedingungen sorgt.

Die vorstehende Beschreibung mag einen kleinen Einblick in die umfangreichen Anlagen geben, deren Erstellung erforderlich war, um in unseren neuen Elektroöfen Eisen schmelzen zu können. Daß Bedienung und Wartung an das Personal andere Anforderungen stellen, als wir es bisher von unseren Kupolöfen her gewohnt waren, dürfte verständlich sein. Dafür aber sind uns mit diesen Öfen Schmelzaggregate erstanden, die in schmelztechnischer und metallurgischer Hinsicht allen Anforderungen gerecht werden können, wobei unsere Mittelfrequenz-Induktionsofenanlage als die modernste und leistungsmäßig größte zumindest für den westlichen Teil unseres Kontingents gilt.

Teilansicht der
Elektroschmelzerei
Papenberg



Was sind Abschreibungen?

Hans Nyenhuis, Planungsstelle

Manche, die diese Überschrift lesen, werden sogleich denken: das bedarf doch keiner Frage; Abschreibungen sind... — ja, und dann gehen die Meinungen auseinander; der eine wird sagen: "...Absetzung von Verlusten", der andere "...Wertberichtigungen", ein dritter "...Amortisationen von alten Anlagen", selbst eine politisch verfärbte Meinung wäre denkbar: "...als Verlust getarnte Gewinne der Unternehmer".

Alle diese Erklärungen sind mehr oder weniger unrichtig oder treffen jedenfalls nicht den Kern des Problems. Auch die verschiedentlich in Geschäftsberichten abgegebenen Äußerungen: „Wir haben in diesem Jahr unsere Abschreibungen verdient“, entspringen irrigem Vorstellungen.

Was sind dann also Abschreibungen?

Ursprünglich kannte man nur den Ausdruck „Abschreibung“. Ihm wohnt indes ein anderer Sinn inne als dem obigen Titelbegriff, wenngleich beide Wörter ihrer Bedeutung nach sozusagen in familiärer Beziehung zueinander stehen.

Doch gehen wir zum besseren Verständnis der Wesenszusammenhänge von einem Beispiel aus: Die Firma Schulze schafft sich eine neue Maschine an, die 20 000,— DM kostet. Die Maschine wird im Produktionsprozeß eingesetzt und unterliegt demzufolge einer ständigen Abnutzung und somit Wertminderung. Wie groß diese Wertminderung unter Umständen sein kann, würde sich z. B. dann zeigen, wenn man die Maschine nach einer bestimmten Gebrauchsdauer zum Verkauf anbieten würde. Der gebotene Preis läge dann mit Sicherheit schon beträchtlich unter dem Anschaffungspreis. Die Maschine bleibt im allgemeinen solange im Einsatz, bis sie nicht mehr zu gebrauchen ist, aus dem Betrieb genommen und — damit der Fertigungsprozeß nicht stockt — durch eine neue ersetzt werden muß.

Dieses Beispiel soll zunächst nichts anderes, als nur klar machen, daß beim betrieblichen Leistungsvollzug außer den erzeugnisbezogenen Materialien (Rohstoffe usw.) auch langlebige Wirtschaftsgüter (Anlagen und Maschinen) nach und nach verbraucht werden. Mit dem Wort „Verbrauch“ ist aber

aufs engste die Bedeutung des Begriffes „Aufwand“ verbunden, denn: „Aufwand ist alles, was verbraucht wird.“

Wie kann man aber den Maschinenaufwand exakt erfassen? Das bereitet im allgemeinen Schwierigkeiten.

In der Praxis geht man so vor, daß man erst einmal die Nutzungsdauer einer Maschine bestimmt. Das kann nur schätzungsweise und unter Würdigung der verschiedenen wertmindernden Einflußgrößen geschehen. Lassen wir einmal jene Einflüsse wie technische Überholung, Alterung, Verrostung usw. außer Betracht und widmen wir uns dem leistungsabhängigen Verschleiß der Maschinen, dann läßt sich folgern, daß der Verschleiß einer Maschine (Anlage) um so größer ist, je mehr Leistungseinheiten sie erzeugt. Knüpfen wir an unser vorheriges Beispiel an und unterstellen einmal, die Maschine von 20 000,— DM erzeuge während ihrer Lebensdauer etwa 200 000 Leistungseinheiten, dann würde die Abnutzung je Einheit $20\,000 : 200\,000 = 10$ Pf. betragen. Würden im Jahr 20 000 Einheiten hergestellt werden, so betrüge der jährliche Maschinenaufwand 10 % des Anschaffungswertes, oder anders ausgedrückt, die Maschine hätte eine voraussichtliche Nutzungsdauer von 10 Jahren. Würde die Maschine im Zweischichtenbetrieb eingesetzt und jährlich etwa 40 000 Stück herstellen, dann würde sich die Nutzungsdauer auf 5 Jahre vermindern oder der jährliche (Abnutzungs)-Aufwand auf 4 000 erhöhen.

Diese (z. B. jährlichen) Maschinenaufwendungen bezeichnet man als Abschreibungen; sie sind also die der Abnutzung (Wertminderung) von Vermögensteilen entsprechenden Aufwendungen innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitts. „Abschreibungen“ deshalb, weil sie vom Buch- oder Bilanzwert dieser Vermögensteile als Aufwand „abgeschrieben“ werden.

Ein Betrieb ist nun aber ein Werteverband, in dem also die verschiedenen Anlage- (z. B. Gebäude, Maschinen) und Umlaufvermögensteile (z. B. Rohstoffe, Halb- und Fertigfabrikate) zu einem wertmäßigen Ganzen verbunden sind. Diesen Werteverband gilt es zu erhalten, was besagen soll, daß ein Unternehmen alles das, was es bei der be-

trieblichen Leistungserstellung an Mitteln aufwendet, wertmäßig in vollem Umfang zurückvergütet bekommen muß, wenn es nicht Substanzverluste erleiden und mithin seinen Bestand gefährden will. Abschreibungen dienen grundsätzlich dieser Selbsterhaltung des Betriebes.

Auf wen aber soll die finanzielle Last abgewälzt werden? — Auf die Kundschaft natürlich. Da diese die Erzeugnisse begehrt, die nur durch Inkaufnahme einer Wertminderung der Anlagen und Maschinen hergestellt werden können, muß sie diese Wertminderung auch im Preis vergüten. Das setzt allerdings voraus, daß die Abschreibungsbeträge auch tatsächlich als Kosten in den Preis für das einzelne Erzeugnis eingerechnet werden, damit sie dann beim Verkauf der Erzeugnisse im Erlös dem Betrieb wieder zufließen und für die Erneuerung der Anlagen bereitstehen. Diese auf das Stück verrechneten (kalkulierten) Abschreibungsbeträge bezeichnet man als „kalkulatorische Abschreibungen“.

Hiervon zu unterscheiden sind die „bilanziellen Abschreibungen“, die — wie der Name schon sagt — jene Abschreibungsbeträge bilden, die von den Vermögenswerten der Handelsbilanz abgerechnet werden.

Die Abschreibungen der Steuerbilanz bezeichnet man als „steuerliche Abschreibungen“. Das Steuergesetz bezeichnet sie mit „Afa“ = „Absetzung für Abnutzung“. Die steuerlichen Abschreibungen dienen — wie die bilanziellen Abschreibungen in der Handelsbilanz — „der Vermögensbewertung und Erfolgsfeststellung in der Steuerbilanz“. Indem wir diesen letzten Satz uns klarzumachen versuchen, stoßen wir von selbst auf den Begriff der „Abschreibung“.

Unter „Abschreibung“ ist das Abschreibungsverfahren, d. h. jener Vorgang zu verstehen, bei dem die Abschreibungsbeträge von den Vermögenswerten in der Bilanz — auch Buchwerte genannt — „abgeschrieben“, d. h. abgerechnet werden. Das geht buchungstechnisch so vor sich, daß die von den Vermögenskonten (z. B. Maschinenkonto) abgeschriebenen Beträge auf ein Zwischenkonto (z. B. Abschreibungskonto) und von diesem schließlich auf das Gewinn- und Verlustkonto gelangen und dort infolge ihrer Aufwandeigenschaft den Jahresgewinn verringern.

Die Abschreibung selbst kann nach verschiedenen Methoden durchgeführt werden, von denen drei besonders bekannt sind.

Deren einfachste ist die „lineare“, die gleichbleibende Abschreibung; bei ihr werden in jedem Rechnungszeitabschnitt (Jahr) gleichbleibende Beträge vom Buchwert abgeschrieben. Kehren wir wieder zu unserem Beispiel zurück, dann bedeutet das, daß die Maschine im Werte von 20 000,— DM bei einer Nutzungsdauer von 10 Jahren in 10 gleichbleibenden Jahresraten à 2 000,— DM vollständig abgeschrieben werden soll.

Die zweite Methode ist die „degressive“ oder fallende Abschreibung, deren Abschreibungsbeträge von Jahr zu Jahr geringer werden. Die Abschreibung mit fallenden Beträgen tritt dann ein, wenn die prozentuale Abschreibung (10 %) nicht vom Anschaffungswert, sondern vom verbleibenden Restwert vorgenommen wird, wobei der Restwert zu Beginn der Abschreibung mit dem Anschaffungswert identisch ist. Bei unserem Beispiel geht das folgendermaßen vor sich:

	Abschreibungsbetrag (10 % des Restwertes)	Restwert
		DM 20 000,—
1. Jahr	DM 2 000,—	DM 18 000,—
2. Jahr	DM 1 800,—	DM 16 200,—
3. Jahr	DM 1 620,—	DM 14 580,—
10. Jahr	DM 775,—	DM 6 674,—
usw.	usw.	usw.

Es fällt auf, daß bei der degressiven Abschreibung die Maschine nach 10 Jahren noch nicht vollständig abgeschrieben ist.

Diese Abrechnungsmethode rechtfertigt man mit der Tatsache, daß neue Maschinen oder Anlagen in den ersten Jahren ihres Gebrauchs schneller an Wert verlieren als in den späteren Jahren, was ohne weiteres einleuchtet, wenn man an den Handelswert eines Autos denkt: ein fabrikneu gekaufter Wagen ist, nachdem er die ersten 200 km gelaufen ist, schon — sagen wir — um 500,— DM im Wert gesunken. Bei einem Kilometerstand von 2000 km vielleicht um 1 000,— DM, bei 20 000 Kilometern etwa um 2 000,— DM. Das bedeutet, daß die Wertminderung des Wagens nicht im Verhältnis zur Inanspruchnahme (Abnutzung) zunimmt, sondern ihre Zunahme eine fallende Tendenz aufweist.

Als dritte Methode wäre die „progressive

Abschreibung“, d. h. eine Abschreibung mit jährlich steigenden Abschreibungsbeträgen, zu nennen. Sie ist besonders für Anlagen mit jährlich wachsender Leistungsfähigkeit (z. B. bei sogenannten Abbaubetrieben) geeignet.

Hiermit wären die Begriffe „Abschreibung“ und „Abschreibungen“ ihrem Wesen nach erklärt. Vereinigt man sie, so verbindet sich mit ihnen die Vorstellung einer „sich stufenweise vollziehenden Liquidation“ von Vermögensteilen, insofern nämlich, als die Buchwerte dieser Vermögensteile um die durch den Gebrauch der Maschine eintretenden Wertminderungen herabgesetzt werden (= Abschreibung) und die abgeschriebenen Beträge (= bilanzielle Abschreibungen) entweder ganz oder teilweise durch die Kalkulation in die Preise eingerechnet werden (als kalkulatorische Abschreibungen), um danach im Verkaufserlös dem Unternehmen als Geldmittel wieder zuzufließen.

Vergleicht man die Höhe der kalkulatorischen, also tatsächlich in den Preis eingekalkulierten Abschreibungen und die der bilanziellen, d. h. von den Bilanzwerten abgeschriebenen Beträge miteinander, dann weichen sie mehr oder minder stark voneinander ab. Das geht u. a. darauf zurück, daß sich die Höhe der in die Selbstkosten verrechneten (kalkulatorischen) Abschreibungen nach den vom Markt gebotenen Preisen richtet, mit anderen Worten, der Marktpreis ist ausschlaggebend dafür, in welcher Höhe Abschreibungsaufwände der Buchhaltung als Abschreibungskosten auf das Stück verrechnet werden können. Geht man von diesem Verrechnungsverhältnis aus, kann die Abschreibung eine „Normal“- „Unter“- und „Überabschreibung“ sein: eine Normalabschreibung dann, wenn die beim Leistungsvollzug aufgetretenen Wertminderungen der Vermögensteile voll in den Preis kalkuliert werden, während eine Überabschreibung vorliegt, wenn die Abschreibungen die tatsächlich aufgetretenen Wertminderungen übersteigen. Bei der Unterabschreibung werden die effektiven Wertminderungen nicht vollständig in den Preis eingerechnet, weil entweder der Marktpreis durch die Konkurrenz so sehr herabgedrückt worden ist, daß er die Abschreibungskosten nicht mehr voll deckt, oder aber das Kostenniveau des Betriebes ohnedies schon so hoch liegt, daß bei voller Verrechnung der Abschreibungen die

Selbstkosten über den Marktpreis steigen würden.

Gelingt es dem Betrieb nicht, diese Unterabschreibungen durch spätere Überabschreibungen vollkommen auszugleichen, erleidet er Substanzverluste, die, sofern keine Kostensenkung erzielt wird oder eine Marktpreiserhöhung eintritt, in einen ständigen Substanzverzehr übergehen und notgedrungen zum Bankrott führen müssen.

Beispiel: Ein Betrieb hat ein Anlagevermögen von 200 000 DM, das jährlich mit 10 % = 20 000 DM abgeschrieben werden soll.

Das Marktpreisniveau läßt jedoch nicht zu, mehr als 10 000 DM jährlich an Abschreibungen in die Preise zu verrechnen. Falls es dem Betrieb nicht möglich sein sollte, die restlichen 10 000 DM durch Verrechnung erhöhter Abschreibungsbeträge auf die Erzeugnisse aufzufangen, dann hat er nach 10 Jahren lediglich 100 000 DM für die Anlagenerneuerung verfügbar, d. h., die Hälfte seines Anlagevermögens ist verloren gegangen.

In Zeiten steigender Konjunktur klettern bekanntlich die Preise, insonderheit die der Investitionsgüter in die Höhe. Eine Maschine, die heute mit 20 000 DM eingekauft wird, kann im nächsten Jahr bereits wegen technischer Vervollkommnung und größerer Leistungsfähigkeit 30 000 DM kosten. Da die Abschreibungen den Betrieb aber in die Lage setzen sollen, nach Ablauf der Lebensdauer einer Maschine eine neue finanzieren zu können, sollte die Abschreibung nicht vom Anschaffungs-, sondern vom Wiederbeschaffungswert erfolgen.

Wenn wir nun zum Ausgangspunkt dieser Ausführungen zurückkehren, dann treten die Unterschiede zwischen Abschreibungen und Absetzungen, Amortisationen, Wertberichtigungen sicherlich klarer zutage. Gehen die Grenzen auch z. T. ineinander über, so können doch grundsätzlich folgende Unterschiede herausgestellt werden: Abschreibungen werden nach betriebswirtschaftlichen Grundsätzen bemessen, indessen sich Absetzungen nach dem Steuerrecht zu richten haben und unabhängig von den betrieblichen Belangen durch die von der Finanzverwaltung festgelegten Höchstsätze begrenzt werden, um eine zu starke Verringerung des versteuerbaren Jahresgewinnes zu verhindern.

Von den Amortisationen unterscheiden sich die Abschreibungen dadurch, daß die Abschreibungen sich auf die Vermögenswerte beziehen, die Amortisationen hingegen auf das Kapital. Zwischen Wertberichtigungen und Abschreibungen muß insofern unterschieden werden, als Abschreibungen echte Aufwendungen (bei Anlagen), Wertberichtigungen jedoch die rechnungsmäßigen Unterschiede zwischen alten und neuen Wertansätzen (bei Inventur von Warenvorräten) darstellen.

Aus den vorstehenden Ausführungen ersehen wir, daß Abschreibungen vierfache Form annehmen können:

Aufwand, Kosten, Gewinn und Verlust.

Die „bilanziellen Abschreibungen“ sind in jedem Falle Aufwand. Soweit sie zu „kalkulatorischen Abschreibungen“, d. h. zu Bestandteilen der Kalkulation werden, sind sie Kosten. Abschreibungen sind als Gewinn anzusehen, wenn die Abschreibungserlöse größer sind als die Beträge, die für die Anlagenerneuerung benötigt werden. Abschreibungen können aber auch Verluste sein, dann nämlich, wenn der Anlagenverschleiß kalkulatorisch nicht berücksichtigt wird bzw. aus preislichen Gründen nicht berücksichtigt werden kann.

Entstehung der Werkaufsicht und ihre Aufgaben

Siegfried Droese

Allgemein bestimmen Gesetze und Vorschriften den Ablauf des modernen Gesellschaftslebens. Sie wurden erlassen, um der Gemeinschaft Schutz gegen von ihr nicht gewollte und schädigende Einflüsse zu gewähren. Zur Wahrung und Durchführung dieser Aufgaben stehen dem Staat als dem Gesetzgeber die öffentlichen Schutzorgane zur Verfügung.

Die Werkaufsicht oder der Werkschutz sind betriebliche Einrichtungen, die freiwillig, von privater Seite, eingerichtet wurden. Durch Wahrnehmung der ihnen gestellten Aufgaben entlasten sie die öffentlichen Schutzträger. Die Werkaufsicht nimmt in den Industriebetrieben eine besondere Stellung ein. Sie ist auf die Ordnungsregelung einer bestimmten Gesellschaft, nämlich der der Betriebsangehörigen, verpflichtet. Bei jeder Schutzeinrichtung, die für eine Gemeinschaft notwendig ist, steht die Aufgabenstellung, nämlich der Schutz und der Ausbau der Errungenschaften der Gemeinschaft, im Vordergrund. Dieser Aufgabenbereich wächst, je mehr die Gemeinschaft leistet und die Aufgaben, die sie sich selbst gestellt hat, zu lösen versucht, das heißt, er ist abhängig von den Wünschen, die jedes Mitglied der Gesellschaft an ein besseres, moderneres Leben stellt.

Was gemeint ist, wird klar, wenn man auf die Entwicklung der Industrie zurückschaut. Der Schmied, an seinem durch des Bächleins Kraft getriebenen Hammer, sah in

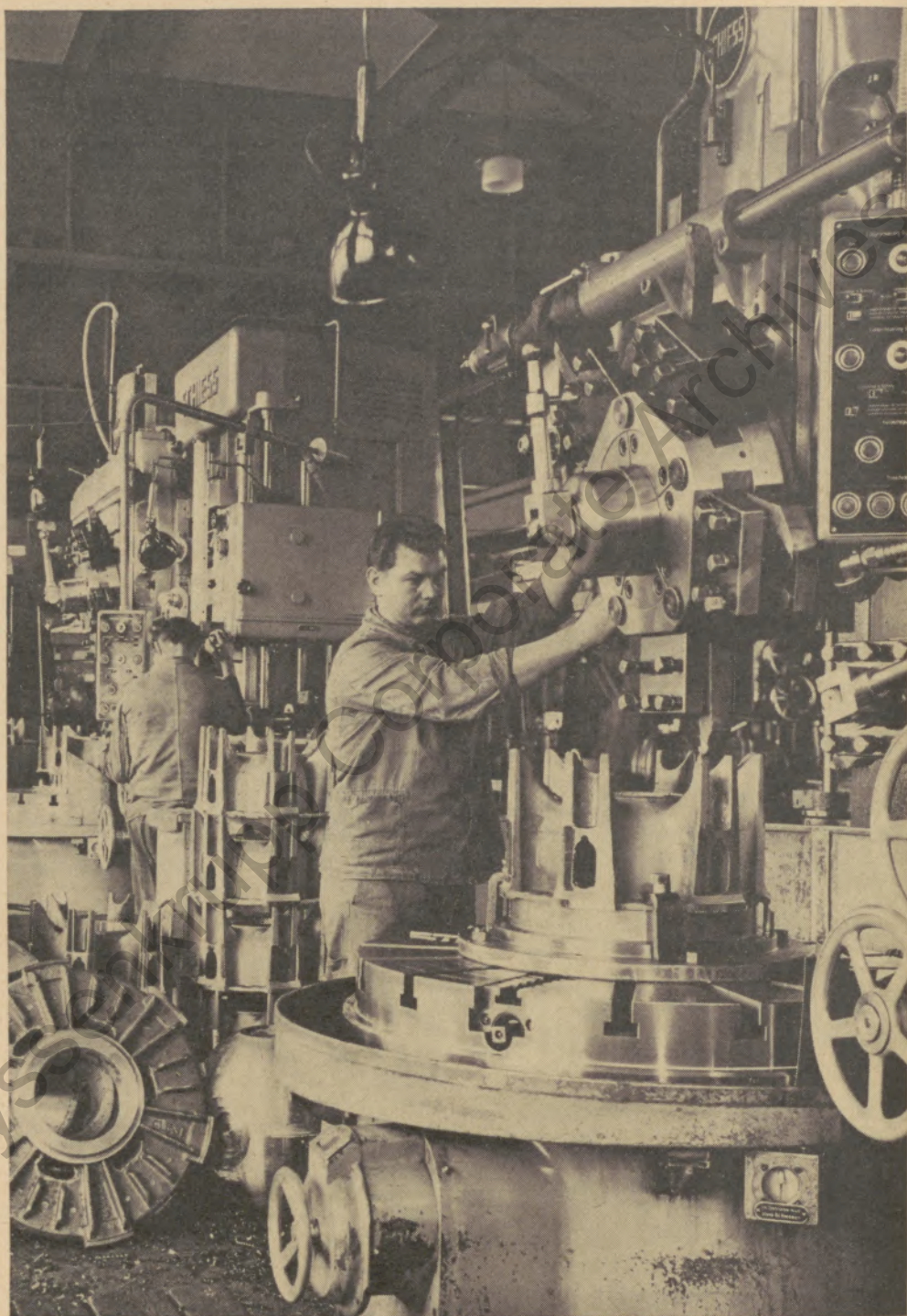
seiner Schmiede und seinem Haus selbst nach dem Rechten.

Als die Bauern dann mehr Wald rodeten, um mehr Felder bestellen zu können, brauchten sie mehr Arbeitsgeräte, der Schmied mehr Arbeitskräfte.

Die Gesellschaft forderte allmählich ein besseres, leichteres, unterhaltsameres, ein schöneres und angenehmeres Leben. Diesen Forderungen konnte nur ein Wachsen der Schmieden und der anderen zu höheren Leistungen angespornten Betriebe gerecht werden. Das Personal und die Arbeitsräume wuchsen. Nun versah bereits ein Meister die Aufsicht, weil der Schmied sie nicht mehr selbst führen konnte.

Die Forderungen der Gesellschaft hielten an und damit auch die Vergrößerungen der Betriebe. Es folgten die Werksumzäunungen. Als das nicht mehr ausreichte, wurden Privatdetektive eingestellt. Bald war der Zeitpunkt erreicht, an dem auch diese die Übersicht in den Betrieben verloren. Durch das ständige Wachsen des allgemeinen Lebens, das heißt, des Lebensraumes mit all seinen Faktoren und Erfordernissen, mußten auch die Ordnungsregelung und die Schutzeinrichtung mitwachsen. So wurde durch die Erfordernisse, die die wachsende Industrie betrafen, der Wachmann der Industrie, der Werkschutzmann, geboren.

Er ist mit allen Vollmachten ausgerüstet, die einem Privateigentümer zustehen. Darüber hinaus hat er als Hüter der Ordnung,



Sitte und Moral des Gemeinschaftslebens eines Betriebes, besonderen Schutz und auch besondere Rechte.

Seine Pflichten sind den jeweiligen Gegebenheiten eines Werkes angepaßt und können sehr erhebliche, zusätzliche Anforderungen an das Aufsichtspersonal stellen.

Als Hauptmerkmale einer allgemeinen Aufgabenstellung können angeführt werden:

Schutz der Betriebseinrichtungen und Werksgebäude vor Beschädigungen oder Zerstörungen,
Schutz des Betriebsvermögens und der Erzeugnisse vor Diebstahl und anderen Eigentumsdelikten,
Schutz vor Verrat der Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse und die Durchführung der hierzu notwendigen Ermittlungen,
Schutz des persönlichen Eigentums der Betriebsangehörigen vor Verlust und allen unberechtigten Eingriffen,
Hilfe bei der Sicherung des Arbeitsfriedens,
Überwachung der Einhaltung der besonderen werksbedingten Ordnungs- und gegebenenfalls Unfallverhütungsvorschriften,
Überwachung und Abwicklung des Verkehrs innerhalb des Werksgeländes,
Ausfertigung und Kontrolle der Werksausweise,
Regelung des Besucherverkehrs und anderes mehr.

Zur Durchführung dieser Aufgaben werden von der Direktion Arbeitsanweisungen, Arbeitsverordnungen und Vorschriften für die Betriebe herausgegeben. Verstöße gegen diese betrieblichen Anordnungen werden, das liegt in der Natur der Sache, nur zu einem gewissen Teil von der Werksaufsicht erfaßt werden können.

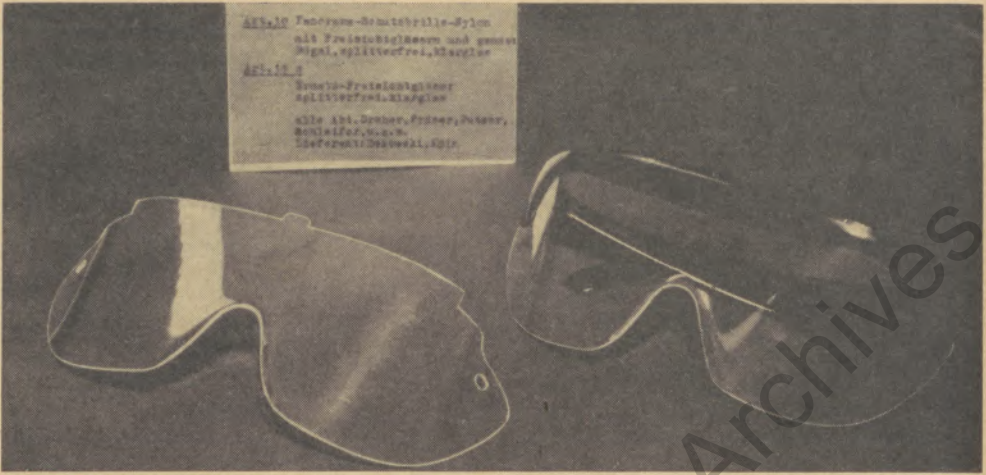
Die innere Einstellung eines Werkschutzmannes zu seinem Aufgabenbereich wird immer ausschlaggebend für Erfolg oder Mißerfolg sein. Wenn auch der Werkschutzmann davon ausgehen darf, daß fast alle Mitarbeiter in den Betrieben sich ihrer Pflichten in der Werksgemeinschaft bewußt sind und sich daran halten, so gibt es doch auch hier eine ganze Reihe derer, die glauben, dieses sei nicht ihr Haus, hier könnten sie alles machen und sich benehmen, wie es ihnen gerade passe.

Wie unsere Werksaufsicht ihre Aufgabe sah, wieviele Fehler trotz der bekannten Anordnungen in den Betrieben von der Werksaufsicht festgestellt wurden, möchten wir an Hand einiger Zahlen aus dem vergangenen Jahr zu Ihrer Information, Ihrer Mitarbeit und auch Ihrer Kritik an unserer Arbeit zur Kenntnis geben:

Im Pförtnerdienst und auf den Kontrollgängen der Streifenposten wurden in der BSI

53 408 Lampen abgeschaltet,
2 956 Türen geschlossen,
410 Fenster verriegelt,
477 Motoren und Ventilatoren abgestellt,
28 Gasleitungen abgedreht,
133 Luft- und Wasserleitungen abgedreht,
2 532 Besuchsanmeldungen ausgefertigt,
3 482 Berechtigungsscheine für Werksfremde ausgefertigt,
270 Tagesausweise für werksfremde Arbeiter ausgestellt,
105 Dauerausweise für Unternehmer und Abnahmebeamte ausgegeben,
6 960 Pkw abgefertigt,
3 481 Lkw abgefertigt,
13 Kleinbrände entdeckt und gelöscht,
61 Brandgefahren beseitigt (Heizplatten in Büros usw. ausgeschaltet),
2 Explosionsgefahren beseitigt,
11mal unerlaubtes Verlassen des Arbeitsplatzes verhindert,
4mal unerlaubtes Stempeln fremder Karten geahndet,
9mal unerlaubte Alkoholeinfuhr ins Werk verhindert,
12mal Werkszutritt wegen Trunkenheit verboten,
11mal Angetrunkene aus dem Werk geleitet,
22mal bereitgestelltes Diebesgut sichergestellt,
28 Kameradendiebstähle gemeldet bzw. aufgeklärt,
61 Betriebsstörungen festgestellt bzw. behoben,
78mal Feueralarm gemeldet,
51mal Unfallalarm gemeldet,
16 Arbeitseinsätze durchgeführt,
120mal Brandschutzposten gestellt.

Wenn jeder in seinem Bereich auf die Anordnungen der Betriebe, der Direktion und anderer Stellen achtet, wird es möglich sein, diese Zahlen wesentlich herabzusetzen.



... und das meint Struppi

Es ist wohl wieder mal an der Zeit, auf die Unfallgefahren und Unfallverhütungsvorschriften aufmerksam zu machen und alle unsere Werksangehörigen, vor allem alle Betriebsleute, eindringlich auf sie hinzuweisen.

Immer wieder kann beobachtet werden, wie leichtsinnig, fahrlässig und gedankenlos in den einzelnen Betrieben gearbeitet wird. Warum um alles in der Welt, so muß man auch immer wieder fragen, werden die Unfallverhütungsvorschriften nicht beachtet und die Arbeitsschutzartikel nicht einmal von denjenigen benutzt, die unmittelbar unfallgefährdet sind? Warum trägt mancher Schleifer beim Schleifen keine Schutzbrille, warum werden für die Kranlasten nicht immer die entsprechenden Ketten genommen, warum werden Schutzeinrichtungen an den Maschinen abmontiert und so weiter? Die Fragen nehmen kein Ende, weil immer wieder dieselben Beobachtungen gemacht werden und die Unfallziffern ein geradezu erschütterndes Bild zeigen.

Gewiß, es sind keine Todesfälle, keine Bein- oder Armamputationen zu verzeichnen, aber ist es denn notwendig, oder, ist es denn erstrebenswert, ohne Zehen oder mit einem Loch in der Schädeldecke oder ohne Auge oder ohne Finger zu sein?

Der Prozentsatz der unvermeidbaren Unfälle ist so gering, daß man bei allen anderen von selbst verschuldeten Unfällen sprechen muß. Und hier erhebt sich die Frage: Was mag einen Menschen bewegen, dem es anscheinend gleichgültig ist, ob er ohne Finger, ohne Auge ist oder humpeln muß. Ist er gern krank? Will er diese Verletzung haben? Fühlt er sich mit einer solchen wohlher als ohne sie? Warum hat er beim Schleifen keine Brille getragen, obwohl er wußte, daß ein Splitter ins Auge gehen kann? So unsinnig diese Fragen erscheinen mögen, so berechtigt sind sie angesichts des Leichtsinns, mit dem Menschen sich in Gefahr begeben.

Eins steht fest, und es muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß alles, aber auch alles getan wird von seiten des Werkes, um Unfallgefahren auszuschalten oder auf ein Mindestmaß zu beschränken, und monatlich Unsummen dafür und für Arbeitsschutzartikel ausgegeben werden. Was nützt es aber, wenn ich einem Blinden einen Krück-

stock gebe und er ihn nicht benutzt und dann in die Grube fällt.

Die Bilder auf der Nebenseite zeigen nur einen kleinen Teil dessen, was alles in den Betrieben bereitliegt, um jeder Unfallgefahr zu begegnen. Das alles gibt es kostenlos. Kein Pfennig braucht dafür bezahlt zu werden, auch nicht, wenn drei Schutzbrillen in der Woche kaputt gehen. Es ist immer wieder eine neue da, um seine Augen zu schützen; man braucht sie sich nur zu holen.

Täglich geht der Unfallingenieur durch die Betriebe, täglich macht er „Unfallsünder“ auf die Gefahren aufmerksam, und trotzdem ist es jeden Tag dasselbe Lied: die Unfallverhütungsvorschriften werden einfach nicht befolgt. Und so zieht er wie ein Wanderprediger durch die Hallen, von vielen gespöttelt, von manchen abgelehnt, und versucht, zu retten, was zu retten ist, nämlich die Gesundheit der leichtsinnigen „Unfallsünder“.

Man muß doch annehmen, daß jeder dankbar ist, wenn er auf eine Unfallgefahr aufmerksam gemacht wird und ihm der entsprechende Arbeitsschutzartikel angeboten wird. Aber oft genug ist das Gegenteil der Fall. So sieht es also aus, und es ist bei Gott nicht übertrieben, was hier geschrieben steht, sondern traurige Wahrheit.

Deshalb die herzliche Bitte an alle Betriebsleute: Seid euch der Unfallgefahren an euren Arbeitsplätzen bewußt, macht euch gegenseitig auf diese aufmerksam, beachtet die Unfallverhütungsvorschriften und benutzt die Arbeitsschutzartikel!

Ich kann nicht glauben, daß irgendjemand lieber nur ein Auge als beide, lieber nur einen Fuß als beide, lieber nur drei als fünf Finger an seiner Hand haben möchte. Diese eindringlichen Worte entspringen nicht irgendwelchen überschwenglichen Gefühlen, sind kein Bluff und keine Schwätzerei, sondern kommen einzig und allein aus der Sorge um die Gesundheit jedes Mitarbeiters, aus Sorge um die Gesundheit eines jeden Menschen in unserem Werk; denn immer noch ist sie das einzige, was wir unbedingt notwendig haben, wenn wir mit dem Leben fertigwerden wollen, und kein Gott und kein Teufel kann uns das Auge zurückgeben, wenn wir es einmal verloren haben.

In diesem Sinne grüßt Euch alle recht herzlich

Euer *Struppi*

Investment beteiligt am Wirtschaftserfolg

Wie lege ich mein Geld an?

Verschiedenartig wie die Motive des Sparens sind auch die Möglichkeiten, Ersparnisse anzulegen. Unter den verschiedenen Sparformen hat in jüngster Zeit besonders die Geldanlage in Wertpapieren an Bedeutung gewonnen. Viele Sparer, die vor wenigen Jahren noch nicht einmal im Traume daran gedacht hätten, Aktien zu kaufen, sind durch die Privatisierung der Preussag und des Volkswagenwerks heute Aktionäre oder haben das Investment-Sparen für sich „entdeckt“.

Kaum je hat sich eine Sparform so schnell und in solcher Breite durchgesetzt wie das Investment-Sparen: Das Vermögen aller deutschen Investmentfonds lag Ende 1956 bei 108 Millionen DM, während es heute rund 3 Milliarden DM beträgt; umgerechnet auf den Kopf der Bevölkerung sind das annähernd 60 DM. Es wurden bisher rund 60 Millionen Investment-Anteile ausgegeben.

Wer waren die Käufer?

Menschen aller Berufsgruppen, Einkommenschichten und Bevölkerungskreise — darunter viele Sparer, die früher fälschlicherweise meinten, die Geldanlage in Wertpapieren sei für sie nicht geeignet oder zu kompliziert.

Die Gründe für diese Entwicklung liegen auf der Hand: man möchte sein Geld in der Wirtschaft arbeiten lassen und auf diesem Wege an den Erträgen bekannter Unternehmen teilhaben. Genau das erreicht man durch das Investment-Sparen. Denn Investment bedeutet auf eine kurze Formel gebracht: Beteiligung an der Wirtschaft und ihrer Entwicklung.

Sehen wir uns nun an, wie das vor sich geht. Durch den Kauf von Investment-Anteilen erwirbt man Miteigentum am Fondsvermögen einer Investmentgesellschaft — mithin an den Aktien, die zu diesem Vermögen gehören. Da es sich hierbei um Aktien einer großen Zahl von Unternehmen handelt, wird man gewissermaßen auf einen Schlag vielfacher Aktionär. Mit anderen Worten heißt das: man hat Anteil am Vermögen, am Ver-

mögenszuwachs und an den Erträgen sämtlicher Aktiengesellschaften, deren Papiere sich im Fonds der Investmentgesellschaft befinden.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Praxis: der größte deutsche Investmentfonds — INVESTA — besteht gegenwärtig aus Aktien von rund 80 namhaften deutschen Unternehmen. Falls Sie also INVESTA-Anteile erwerben, sind Sie mittelbar an diesen 80 Firmen beteiligt.

Mit der Zusammensetzung des Fondsvermögens aus vielen Papieren verschiedener Aktiengesellschaften und unterschiedlicher Branchen ist aber noch ein weiterer Nutzeffekt für den Sparer verbunden: die „gesunde Risikomischung“.

Naturgemäß verteilt sich das Risiko, das mit dem Aktienbesitz wie mit jedem unternehmerischen Kapitaleinsatz nun einmal verknüpft ist, entsprechend der Mischung des Fondsvermögens auf zahlreiche Wertpapiere. Es können eventuelle Rückschläge bei einer Firma oder einem Gewerbebezweig durch Erfolge anderer Gesellschaften ausgeglichen werden. Das Investment-Sparen verbindet also die Möglichkeiten des Aktienbesitzes mit einer weiten Streuung der Risiken.

Als Käufer von Investment-Anteilen hat man die Wahl, Risiko und Ertragshoffnungen allein auf deutsche oder auch auf ausländische Unternehmen oder schließlich auf beide zu verteilen. Das Vermögen des Fonds INVESTA der Deutschen Gesellschaft für Wertpapiersparen zum Beispiel setzt sich ausschließlich aus deutschen Papieren zusammen. Ein anderer Fonds der gleichen Investmentgesellschaft (er heißt INTERVEST) besteht dagegen aus Aktien von 200 führenden Firmen in 12 Ländern. Es sind Papiere aus den USA und Kanada, Belgien, den Niederlanden, Luxemburg, Frankreich, aus der Schweiz, Italien und anderen Staaten. Dieser Fonds verteilt somit das Risiko auf viele Unternehmen und Branchen in allen Teilen der Welt. Führen wir als drittes Beispiel VALEUROP an. Es

ist ein Fonds, dessen Vermögen zum überwiegenden Teil aus Aktien bedeutender europäischer Unternehmen — mit dem Schwerpunkt auf den Ländern des Gemeinsamen Marktes — besteht. Mit VALEUROP erwirbt man sozusagen Anteil an der Zukunft Europas (und verteilt das Risiko auf die europäische Wirtschaft).

Diese Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Doch unsere drei Beispiele zeigen schon deutlich, was unter dem Prinzip der „gesunden Risikomischung“ beim Investment-Sparen zu verstehen ist.

Alljährlich schütten die Fonds die Erträge aus, die ihnen aus ihren Wertpapieranlagen zufließen. Für Privatleute sind diese Erträge nur dann steuerpflichtig, sofern ihre Nebeneinkünfte einschließlich Investimentausschüttungen 800 DM im Jahr übersteigen. — Im Gegensatz hierzu schüttet AKKUMULA — ein Spezialfonds, der in Deutschland und im Ausland nur in einer begrenzten Zahl von Wirtschaftszweigen anlegt — seine Erträge nicht aus, sondern „akkumuliert“ sie und legt sie erneut in Wertpapieren an. AKKUMULA eignet sich also besonders für den Sparer, der den Wunsch hat, auch die durch sein Kapital verdienten Erträge wieder in ertragbringende Substanz umzuwandeln.

Um das Wesen des Investment-Sparens vollständig zu beschreiben, muß man noch zwei weitere Vorteile nennen:

Erstens, die einfache Handhabung. Den Investmentgesellschaften gehören erfahrene Fachleute an, die das Wertpapiergeschäft in allen Einzelheiten beherrschen. Sie fühlen ständig „den Puls des Marktes“ und treffen schnell und präzise die Maßnahmen, die im Interesse „ihrer“ Sparer erforderlich erscheinen.

Einfach ist auch der Kauf und Verkauf von Investment-Anteilen. Man gibt seiner Bank nur einen entsprechenden Auftrag: sie führt ihn unverzüglich aus.

Ebenso übernehmen alle Banken die sachgemäße Verwahrung und Verwaltung von Investment-Anteilen, die übrigens kostenlos erfolgen.

Zweitens ist wenig Geld erforderlich. Im Gegensatz zu den meisten Aktien, für die man oft ziemlich tief in die Tasche greifen muß, sind Investment-Anteile für

verhältnismäßig wenig Geld erhältlich. Sie geben also auch dem mittleren und kleinen Sparer die Chance, seine Ersparnisse in Wertpapieren anzulegen und am Wirtschaftserfolg teilzuhaben.

Und zum Schluß noch zwei besondere Tips:

Investmentkauf „auf Raten“

Auch wenn man den Kaufpreis für einen Investment-Anteil nicht mit einem Male aufbringen kann oder will, braucht man auf den Erwerb nicht zu verzichten. Die Deutsche Gesellschaft für Wertpapiersparen mbH (abgekürzt: DWS) hat für ihre Fonds INVESTA, INTERVEST und AKKUMULA einen interessanten Sparplan entwickelt, der es einem erlaubt, gegen gleichbleibende Raten — zum Beispiel monatlich 25 DM — Anteile zu erwerben. Das Investment-Sparen in Raten erfreut sich in Amerika großer Beliebtheit. Auf diese Weise erreicht man außerdem unabhängig von der jeweiligen Börsentendenz einen günstigen Durchschnittskurs für seine Investment-Anteile.

Der Staat „prämiiert“ den Investmentkauf. Für den Kaufpreis der Anteile gibt der Staat innerhalb bestimmter Grenzen eine Prämie von 20 %, wenn der Sparer die Anteile auf 5 Jahre festlegt.

Wenn man sich diese Vorteile anschaut, erkennt man, weshalb das Investment-Sparen innerhalb weniger Jahre so großen Anklang gefunden hat und noch immer neue Freunde gewinnt.

Kleine Anzeigen

Die Familie eines Werksangehörigen, die vorübergehend als Untermieter aufgenommen wurde, sucht bescheidene 2- bis 3-Zimmerwohnung. Angebote bitten wir an die Wohnungsverwaltung der BSI zu richten.

Kinderwagen mit Sportwageneinsatz, sehr gut erhalten, preiswert abzugeben. Zu erfragen in der Redaktion.

Moped, Marke „Puch“, 50 ccm, 6500 km gelaufen, sehr gut erhalten und gepflegt, möglichst gegen bar preiswert abzugeben. Zu erfragen in der Redaktion.

An die Schwachen!

Von einem unbekannten Halbstarcken

Weil ihr schwach seid, habt ihr uns Halbstarke genannt,
und damit verdammt ihr eine Generation,
an der ihr gesündigt habt,
weil ihr schwach seid!

Wir gaben euch zwei Jahrzehnte Zeit, uns stark zu machen,
stark in der Liebe, stark im guten Willen;
aber ihr habt uns halb-stark gemacht,
weil ihr schwach seid!

Ihr habt uns keinen Weg gewiesen, der Sinn hat,
weil ihr selber den Weg nicht kennt
und versäumt habt, ihn zu suchen,
weil ihr schwach seid!

Euer brüchiges „Nein“ stand windschief vor den verbotenen Dingen,
und wir brauchten nur etwas zu schreien,
dann naht ihr das „Nein“ weg und sagtet „Ja“,
um eure schwachen Nerven zu schonen,
und das nanntet ihr Liebe!

Weil ihr schwach seid, habt ihr euch von uns Ruhe erkauft,
solange wir klein waren mit Kinogeld und Eis.
Nicht uns habt ihr damit gedient, sondern euch
und eurer Bequemlichkeit,
weil ihr schwach seid!

Schwach in der Liebe, schwach in der Geduld,
schwach in der Hoffnung, schwach im Glauben.

Wir sind halb-stark und unsere Seelen sind halb so alt wie wir,
und wir machen Radau, weil wir nicht weinen wollen
nach all den Dingen, die ihr uns nicht gelehrt habt.
Wir können rechnen und lesen,
und man wies uns an,
die Staubgefäße von Buschwindröschen zu zählen.
Wir wissen, wie Füchse leben
und kennen den Bau vom Ackerschachtelhalm.

Wir haben gelernt, stillzusitzen und den Finger zu heben,
um vom Fuchs und Buschwindröschen zu erzählen;
aber in der Stadt gibt es kein Buschwindröschen
und keine Füchse.
Und wie man dem Leben begegnet,
habt ihr uns nicht gelehrt!

Wir möchten sogar an Gott glauben,
an einen unendlich starken, der alles versteht,
und an einen, der will, daß wir gut sind.
Aber ihr habt uns keinen Menschen gezeigt,
der gut ist, weil er an Gott glaubt!
Ihr habt mit Andacht viel Geld verdient
und Totoergebnisse wie Gebete gemurmelt.

Steck die Pistole weg, Herr Wachtmeister,
und sag uns, was sich zu tun lohnt.
Liebst du wirklich die Ordnung, der du hier dienst,
oder liebst du dein Recht auf Gehalt und Pension?

Zeig, ob du stark bist im Menschsein, Herr Minister!
Wieviele gute Taten begehst du im Verborgenen als Christ?
Sind wir nicht Zerrbilder eurer verlogenen Existenz?

Wir machen offen Lärm und randalieren;
ihr aber kämpft gnadenlos im Verborgenen,
einer gegen den anderen.
Ihr dreht euch geschäftlich den Hals um,
intrigiert um besser bezahlte Posten.
Zeigt uns für jeden von uns, der Lärm macht,
einen von euch, der im Stillen gut ist.

Laßt, anstatt mit Gummiknüppeln zu drohen,
Männer auf uns los, die zeigen, wo der Weg ist,
nicht mit Worten, sondern mit ihrem Leben.
Aber ihr seid schwach.

Die Starken gehen in den Urwald und machen Neger gesund,
weil sie euch verachten, wie wir;
denn ihr seid schwach und wir sind halb-stark!

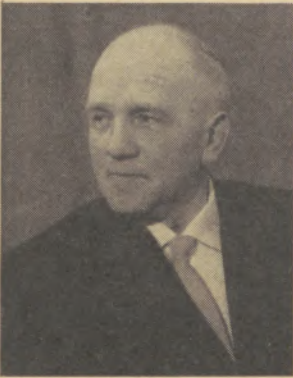
Mutter, versuche zu beten,
denn die Schwächlinge haben Pistolen!

Sie geriet durch einen Zufall in unsere Hände — diese „Anklage“ eines unbekannten Halbstarken. Wir hielten sie — zugegeben unentschlossen, am Ende gar feige — in der Schublade verborgen. Das Pendel dieser Zeitenuhr mahnt immer drängender, wachzurütteln, wo notwendig, wachzurufen. Darum drucken wir nun auch diesen wütenden, höhrenden, am Ende doch so verzweifelten Schrei hier ab. Der ihn niederschrieb, möge uns verzeihen wegen unseres Nachwortes, möge gerade aus ihm erkennen, wie gut wir ihn verstanden.

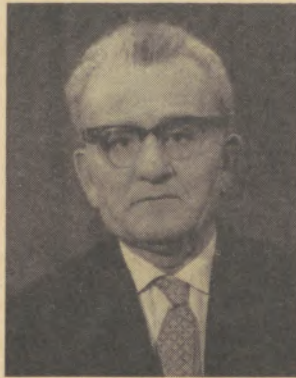
Dr. Wolfgang Busch

Unsere Jubilare

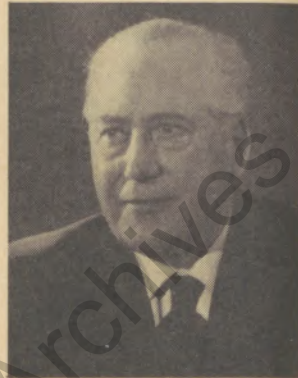
40 Jahre Mitarbeit



Josef Laue
Gewindeschneid. Papenberg
am 1. März 1962



Friedrich Brumma
Halle Süd
am 16. März 1962



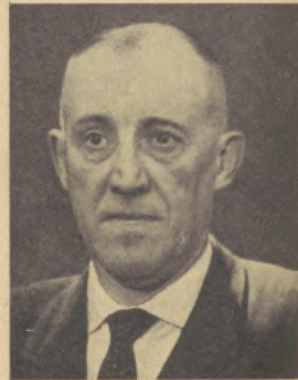
Walter Voss
Leiter des Autobetriebes
am 3. April 1962



Fritz Garschagen
Ingenieur Stachelhausen
am 3. April 1962



Ewald Trusheim
Temperei Papenberg
am 4. April 1962

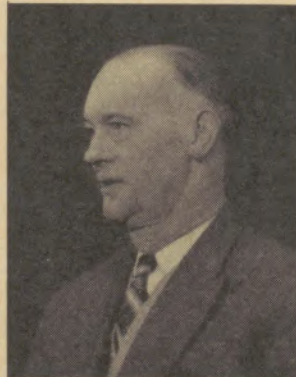


Adolf Flach
Temperei Papenberg
am 19. April 1962

25 Jahre Mitarbeit



Fritz Stoll
Gießerei Stachelhausen
am 2. März 1962



Gustav Tillmanns
Schmelzerei Stachelhausen
am 13. März 1962



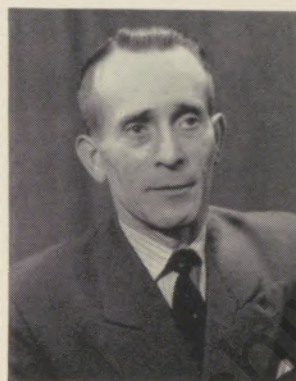
Heinz Schmidt
Reparaturwerkst. Stachelhaus.
am 30. März 1962



Otto Schneider
Inspektion Stachelhausen
am 2. April 1962



Ernst vom Bauer
Instandhaltungsbetrieb
am 6. April 1962



Ernst Weller
Schlosserei Stachelhausen
am 6. April 1962

40 Jahre Mitarbeit

Franz Schmeiter
Temperei Papenberg
am 18. April 1962

Ernst Rückert
Endkontrolle Papenberg
am 18. April 1962

August Mächel
Abteilungs- Beständeverwaltung
am 1. März 1962

25 Jahre Mitarbeit

Alfred Huber
Formerei Papenberg
am 2. April 1962

Adolf Trusheim
Formerei Stachelhausen
am 6. April 1962

Bernhard Venn
Inspektion Stachelhausen
am 2. März 1962

Familiennachrichten

In den Ruhestand traten

Paul Latoschi, Schleiferei Papenberg, nach 15jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 31. Januar 1962
Helene Johannpeter, Betriebskrankenkasse, nach 10jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 19. Februar 1962
Elisabeth Rothmeier, Werksabteilung Papenberg, nach 11jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 1. März 1962
Albert Averdung, Werksaufsicht, nach 39jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 5. März 1962
Else von den Steinen, Temperguß-Verkauf, nach 45jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 31. März 1962

Es haben geheiratet

Ruth Borchard, Lochkartenstelle – Ulrich Becker, am 23. Februar 1962
Klaus-Peter Samleit, Reparaturwerkstatt Papenberg – Agneta Hein, am 23. März 1962

Ins Leben traten ein

Bettina, Tochter von Erich Fischer, Richterei Papenberg, am 22. Januar 1962

Filomena, Tochter von Luigi De Serio, Temperei Papenberg, am 1. Februar 1962
Angela, Tochter von Karl-Heinz Rös, Energiebetrieb, am 7. Februar 1962
Wolfgang, Sohn von Gustav Böttcher, Werksaufsicht, am 10. Februar 1962
Stefan, Sohn von Gottfried Hildermann, Sandstrahl-anlage Papenberg, am 13. Februar 1962
Birgit, Tochter von Siegfried Teschke, Gießerei Stachelhausen, am 9. März 1962
Andreas, Sohn von Richard Kalassa, Spitz.-Dreherei Stachelhausen, am 11. März 1962
Sabine, Tochter von Helmut Bau, Büro Stachelhausen, am 12. März 1962
Mirle, Tochter von Roman Nemetz, Inspektion Stachelhausen, am 19. März 1962
Bernd, Sohn von Klaus Spies, Konstruktionsbüro, am 28. März 1962
Erich, Sohn von Werner Krause, Spitz.-Dreherei Stachelhausen, am 30. März 1962



WIR NAHMEN ABSCHIED VON

Ferdinand Richter
Barbara
Gustav Herrmann
Gustav Sahler
Johann Schröder
Johann Gabriel
Hermann Tillmanns
Eugen Schilp
Paul Olesch
Otto Albert Schwebinghaus
Grete Lohmann
Hermann Scharein
Grete Meyer
Antonie Sondern
Martha Thomaier
Lucie Konrad
Anna Schürmann

Pensionär, 72 Jahre alt, am 31. Januar 1962
Tochter von Herbert Vogt, Richterei Papenberg, 1 Jahr alt, am 3. Februar 1962
Rentner, 75 Jahre alt, am 4. Februar 1962
Pensionär, 85 Jahre alt, am 7. Februar 1962
Pensionär, 68 Jahre alt, am 9. Februar 1962
Pensionär, 71 Jahre alt, am 20. Februar 1962
Pensionär, 85 Jahre alt, am 22. Februar 1962
Pensionär, 70 Jahre alt, am 25. Februar 1962
Pensionär, 69 Jahre alt, am 1. März 1962
Pensionär, 92 Jahre alt, am 6. März 1962
Rentnerin, 61 Jahre alt, am 9. März 1962
Pensionär, 71 Jahre alt, am 12. März 1962
Ehefrau von Max Meyer, Versand Stachelhausen, 58 Jahre alt, am 14. März 62
Rentnerin, 75 Jahre alt, am 15. März 1962
Ehefrau von Johann Thomaier, Rentner, 71 Jahre alt, am 25. März 1962
Ehefrau von Friedrich Konrad, Rentner, 74 Jahre alt, am 24. März 1962
Rentnerin, 82 Jahre alt, am 24. März 1962

